This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Wiener Fresken.

Wiener Fresken.

Von

E. M. Vacano.

Erstes Heft.

Der Sperl und das Spital. — Am Friedhofe.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1873.

MEH

PT2546
V15W5
v.1

Pest, 1873. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Der Sperl und das Spital.

Wien ist wie ein Meer von Häusern, wo die Wogen hoch gehen, wo sich eine über die andere thürmt. Und gleich dem Meere bringt die Residenz lebendige Wesen der verschiedensten Gattung: von der dummen Auster an bis zum raubgierigen Hai, von der regungslosen Koralle bis zum graziös tänzelnden Delphin hinauf.

Wenn die Provinz ihre festen Figuren hat, gleichwie der Nebenstrom seine bestimmten Fischarten; wenn in den Dörfern und Marktflecken die uniformen Gestalten des gedrückten oder freigeistigen Schulmeisters, des jovialen oder hochmüthigen Vorstandes, des grübelnden oder des kourmachenden Vikars immer wiederkehren, so hat dafür die Residenz ein unbegrenztes Heer von Physiognomien, ein chamäleonartiges Farbenspiel von Existenzen aufzuweisen. Und das Leben des Meeres ist leichter erschöpft, als das Leben der Residenz. Die Menschen der Großstadt kann man nie in ihre Arten theilen; denn in jeder Artung gibt es hundert Ausnahmen im Hundert, und die Regel hat keine einzige Doppelziffer.

Ich will nun in diesen Geschichten keine Naturgeschichte des Wiener Lebens geben, sondern Porträts zeichnen von Menschen und Häusern: ich werde nicht die Prinzessin oder die Nähterin, den Armen oder den Wucherer schildern, sondern eine Prinzessin, eine Nähterin, einen Vagabunden und einen reichen Mann.

Was ich hier zeichne, sind nicht Gattungen, sondern Individuen; da ich glaube, daß es unter den Menschen kein Genus, sondern stets nur Persönlichkeiten gibt, wie unter den Wolkenbildern. Nur Bauten und Thiere sind Schablonen.

* * *

Ein junger Mann reiste durch Wien. Er war aus Niederösterreich und der Sohn eines reichen Gewehrfabrikanten, dessen Wohnschlößchen sich an eine stolze Bergeshöhe lehnte, während die Fabrik im Thale unten an der Landstraße dampfte und hämmerte und schmiedete. Florian Leonhardi war ein tüchtiger Geschäftsführer seines alten Vaters, so zu sagen schon der Herr über Alles, trotz seinen jungen Jahren, die noch nicht die Dreißiger erreicht hatten. Er war der hübscheste Mann des Bielachthales und dabei der fleißigste und bravste. Ein, zwei kleine Liebeleien mit Kellnerinen der Bergbauern-Absteighäuser und der „goldenen Ochsen" an der Wallfahrtsstraße muß der Mensch wohl haben in jenen Gegenden ohne Kunstgenüsse und ohne Frauengeselligkeit. Man kann ja doch nicht leben wie ein Haremswächter. Aber diese kurzen, mehr instinktiven Liebeleien mit dem ersten besten Landmädchen ändern nichts an dem Rufe, an dem Arbeitsfleiße oder an der Bravheit eines Landjunkers. Er hat eine Dorfliebschaft, so wie er Makao spielt mit den übrigen Söhnen der übrigen Hammerschmiede, und so wie er den Wein in sich gießt auf den Kirchtägen; hätte man dort eine Frauengesellschaft, ein Theater oder ein Lesekasino, so würde man nicht mit Kellnerinen scherzen, Hazardspiele treiben und sich betrinken.

Florian Leonhardi schaute wunderfrisch in's Leben hinaus mit seinen hellen haselnußbraunen Augen und den weißen Zähnen unter dem dunkelblonden Bärtchen. Der Lodenrock verhüllte seine prächtige Gestalt ebenso wenig wie die Pappenheimer und die grünen Jagdstrümpfe, und das Auerhahnbouquet auf seinem Hute forderte, mit der Spitze nach vorne gekehrt, Jedermann keck heraus, sich mit Florian Leonhardi zu messen.

Florian reiste jetzt durch Wien, um sich seine Braut anzusehen, die er in Linz treffen sollte. Es war die Tochter eines Gefreundten seines Vaters, ein liebes Mädchen, das ihm schon längst bestimmt ge-

wesen war, und das er nun seit fünf vollen Jahren nicht gesehen hatte. Emma, so hieß das Mädchen, war damals noch fast ein Kind gewesen, und hatte dem Florian auf der Waldwiese hinter der Fabrik stets die sechs Grashalme zum Halten gegeben, daß sie sich daraus ihr Orakel binden könne. Emma, die Tochter reicher braver Steirerbürger, hatte auch noch eine ältere Schwester; die war aber so wie todt. Man hatte sie mit zwölf Jahren nach Wien gesandt, daß sie dort als Stubenmädchen in einem Herrschaftshause „Manieren" lerne, und sie hatte sich auf die schlimme Seite gewendet, und war verschollen. Mit ihrer zweiten Tochter waren nun die Eltern vorsichtiger. Sie behielten sie daheim, und bewahrten sie sammt ihren schlichten, einfachen, herzlichen Provinzmanieren für Florian Leonhardi, der nun kommen sollte, seine Braut anzuschauen. Florian war schon oft in Wien gewesen, drei, vier Tage hindurch, um Bestellungen anzunehmen und persönlich zu besprechen. Jetzt aber wollte er wenigstens zwei Wochen dableiben, und alles Schöne sattsam anschauen und anhören. Er hatte die Ledertasche voller Geld, den Koffer voll eleganter Kleider und das Herz voller Durst nach frohen Genüssen.

Wenn ein Mann vom Lande in die Stadt kommt, so ist seine erste Sorge, dort einen Bekannten zu treffen, der ihn herumführe. Und jeder Landbewohner hat in Wien wenigstens zwei, drei solcher Verwandten oder Bekannten, welche die Knabenzeit mit ihm in der Dorfschule, dann in der Realschule des nächsten Städtchens verlebt haben, und die nun in der Großstadt an einer Bahn angestellt, bei einem Großhändler placirt, oder im Lehrfache bedienstet sind. Von diesen Schul- und Nachbarsfreunden sucht sich der Mann vom Lande den „Fescheſten" aus, und meldet ihm seine Ankunft mit der Bitte, ihn am Bahnhofe zu erwarten, und ihn einige Tage hindurch mit seiner Wien-Kenntniß leiten zu wollen. Und der Stadtbeamte wartet auf den Sensen- oder Büchsenfabrikanten, man begrüßt sich mit derber Burschenheit und der Stadtbeamte ist einige Tage hindurch an der Seite seines „Jugendfreundes" so blasirt-wienerisch, so sarkastisch-absprechend, so zylinderstolz, so in Grund und Boden verdorben, als es ihm nur möglich ist.

Franz Grinbeutl, der elegante Buchhalter des berühmten Bank-

hauses Merco Strimbo, hatte Florian Leonhardi im Perron der Westbahn erwartet, man hatte ein Zimmer im Hôtel Schmalzburg genommen und hatte ein kleines Gabelfrühstück gemacht, und wollte sich jetzt trennen, um einander Abends wieder zu treffen, denn Herr Grinbeutl mußte Nachmittags auf zwei, drei Stunden in's Comptoir. Franz Grinbeutl war ein „schöner" Mann mit einem schönen blonden Backenbarte, gestickter Hemdbrust, elfenbeinernen Manschettenknöpfen und mit einem seidenen Cachenez versehen, denn man war im Januar. Man hätte ihn für einen Fürsten oder für einen Schneider halten können. Florian begleitete seinen Freund in die Stadt. Franzl erzählte ihm, daß er eine theure Geliebte habe und schilderte ihm ihren Bau. Florian schämte sich fast, keinen „Bau" schildern zu können, und erinnerte also wenigstens seinen Schulkollegen an die gewissen „ersten Streiche". In diesen vertraulichen Mittheilungen besteht das, was man heutzutage „Freundschaft" nennt, und vor Allem die „Wiener Freundschaft".

Die Geliebte ist stets die Wurzel und das Zentrum der Wiener Freundschaft; jene Momente einer jugendlichen Schwärmerei, die von Tod und Ewigkeit spricht, die von Opfern träumt und mit Patroclus und Don Carlos fühlt, liegt nicht in der Wiener Luft. Die Freunde schritten über den Burghof, wo eben eine feierliche Wachablösung mit Musik abgehalten wurde.

Die Wachablösung mit Musik ist für Wien die Oper der Armen. Im Volke lebt mehr musikalisches Element, als der Banquier und der Componist glauben. Das Volk sucht in der Trauer die Musik fast noch eifriger als den Branntwein — nur ist der letztere leichter zu finden. Das Volk wird froh in den frohen Melodieen der klassischen Werke, selbst wenn sie keine Tanzmelodie enthalten; das Volk hat einen merkwürdigen Instinkt für helle Tonarten und für düstere: es ist ein Vorurtheil der größeren Welt, zu glauben, das Volk brauche Bänkelsängermelodieen. Im Gegentheil. Die Offenbachiade, der Strizitanz, wird heutzutage ausschließlich von der Adelsjugend kultivirt; die Volkssängerin mit ihrer Leierkastenzote hat kein anderes Publikum als die jeunesse dorée, während das Volk umhersucht, eine gute Musik zu hören: eine jener Musiken, welche uns wie Sonnenschein das Herz erwärmen, oder wie dunkle Sturmwolken unsere eigene gemeine Trauer in

Thränen auflösen. Es gibt hundert Gestalten aus dem Volke, die am Opernhause stehen bleiben, und daran hinaufblicken wie an den Säulen eines Tempels, der ihnen verschlossen bleibt — für immer. Da steht die Nähterin und der junge Ausläufer vor dem verschlossenen Tempel der Melodie mit sehnsüchtigem Herzen, und eilt dann resignirt weiter zu seinem Elend und in seine Einsamkeit, während der Reiche, der Edelmann und der Wucherer, die in diesem Tempel ihren reservirten Sitz und ihre Stimme haben, ebenfalls vorbei rennen — um zur Volkssängerin Frl. Samstag zu eilen.

Die einzige Oper der Wiener Mittelklasse ist also die Wachablösung im Burghofe. Und das Volk drängt sich da zusammen: mit Stiefeln unter den Armen, mit gefältelter Wäsche im alten Carton, mit der Säge über dem Rücken. In kleineren Garnisonsstädten ist es Sitte, daß die Regimentsmusik allwöchentlich auf offenem Platze ein kleines Conzert hält für Alle, die es hören mögen: der General und der Oberst ist es, der dem Volke dieses Vergnügen macht — aus seiner Kasse. In Wien gibt es keinen solchen Obersten und keinen solchen General. Da sind die Regimentsmusiken in den Ballsälen der Cancandirnen und kosten dort mehr als die Oper. Und nur die Wachablösung im Burghofe ist noch geblieben als „Oper der Armen". Leider fällt sie an Sonn- und Feiertagen aus, da sich da zu viel Gesindel einfinden möchte — welches nur an diesen Tagen frei ist von der Arbeit!

Der alte Burghof verändert in solchen Augenblicken der Musikfreudigkeit sein ganzes Ansehen. Es ist wahr: die Statuetten der Dachfirste, welche die goldenen Weltkugeln tragen und die noch von der spanischen Weltherrschaft des Ersten Leopold erzählen; die Riesenkaryatiden, welche Herkules im Kampfe mit den wilden Thieren darstellen, und die wie ein Conglomerat von gespannten Nüstern, geschwellten Adern und winddurchwühlten steinstarren Haaren den Eindruck eines versteinerten Wuthschreies machen; die Fensterfronten, in denen sich seit so vielen hundert Jahren so viele verschiedenartige Köpfchen gezeigt haben, von der hochtoupirten Kammerzofe der Kaiserin Claudia Felicitas bis zum hochtoupirten sechsten Stubenfräulein einer jetzt lebenden Erzherzogin herab — dieser große Hof mit den stolzen Erinnerungen an spanische Grandezza und französische Allongengröße, in welcher die jetzigen, mit schlot-

ternden Tuchkutten bekleideten, sphynxartig schauenden Offiziere wie eine Anomalie sich ausnehmen, kurz, dieser ganze Burghof ist eine unpassende Dekoration zu einer Regimentsmusik — und notabene für Eine, welche Verdi entschieden poussirt. Das alte Gemäuer scheint sich vergeblich entrunzeln zu wollen; es macht unerhört groteske Anstrengungen: die Sonne kitzelt die Fenster um die Nase, das frohe Gelächter weckt grämliche Echo's wach, die tolle italienische Musik hat wahrhaft jerichonische Keckheiten gegen die alten, verwitterten, ehrwürdigen Mauern; die Karyatiden behaupten, diese Mittagsmusik für's Volk inmitten des Hofes sei wahrhaftig eine Ungezogenheit. Aber die Arbeiter und die Arbeiterinen, dieses schönste und dankbarste Publikum der kaiserlichen Tafelmusik, wächst gleichsam an den Musiktönen, es wächst aus seinem Elende heraus, heraus bis zur Kühnheit der Dankbarkeit: es möchte seinen Kaiser sehen, um ihn lieb zu haben.

Aber der Kaiser fährt heute zufällig nicht durch den Schloßhof. Das Volk trägt seine Liebe auf die Fünfkreuzerbibliothek über, welche erzählt, daß Kaiser Josef manchmal mitten in seinem Hause mitten unter sein Volk getreten sei, und das Volk geht mit dem letzten Marsche aus der Burg, voll Dankbarkeit und voll Liebe für den Kaiser: Wie heißt der? Ist es Franz Josef oder Josef der Zweite? Alles eins. Für das Volk gibt es nur den Kaiser, der ihm eben jetzt eine Freude gemacht hat: und es tauft ihn mit dem Namen, der ihm in's Herz kommt: Franz Josef, wenn es einen Gruß von ihm erhascht hat, Maria Theresia, wenn es einen neuen Roman von der Folteraufhebung liest.

* * *

Florian und Franz, der fesche Gebirgssohn und der Buchhalter von Worliczek's Fabrik, standen mitten im Publikum der Mittagsmusik. „Es gibt hübsche Fischerln von Mädeln da drunter!" — sagte Florian, und drückte den Arm seines Freundes, und hatte ein Gefühl, als habe er seine ganze Heimat vor ganz Wien im Punkte der Liederlichkeit gerettet. — „Das? Ah, bah! Alter, wir müssen uns heute Abend beim Sperl treffen. Denn Wien ist der Sperl. Jeder Fremde geht

zum Sperl. Das sagt dir jede Zeitung. Dort wird auch „meine Kleine" sein. Das ist das Höchste, sag' ich dir —!"

„Das ist das Höchste!" Dieser Satz ist für Wien gleich einer Zauberformel. „Das ist das Höchste!" Das heißt in's Praktische übersetzt: „Das ist das Niedrigste." Und der Mann gebraucht den Ausdruck dem Manne gegenüber, um ihm das Laster zu empfehlen, und das Weib dem Weibe gegenüber, um der Freundin eine Lust zu rekommandiren. „Das ist das Höchste!" — Dieser Wiener Satz ist ein Eigenthum dieser Stadt: keine andere Bevölkerung bezeichnet die tiefste Gesunkenheit mit dem Superlativ nach Oben.

Florian Leonhardi war beschämt. „Aber die fesche Blonde dort?" lächelte er unter seinem hübschen blonden Schnurbärtchen hervor.

— „Ach! Kind!" — höhnte der Buchhalter — „hier sind nur Arbeiterinen — sie haben harte Hände. Die echten Mädeln schlafen, die sind ja erst um fünf Uhr Früh vom Sperl nach Hause gekommen, und ..."

In diesem Augenblick erhielt Herr Franz Grinbeutl, der stolze Elegant, eine Ohrfeige von feinbehandschuhter Hand. Und die Stimme, welche zu dieser Hand gehörte, rief in rauhen Doppeltönen: — „Du, Franzl, Strizibub, was, du willst mich da nicht einmal kennen?!"

Die Eigenthümerin dieser Hand war eine vollständige Dame — durch den Anzug. Sie war in eine Sammtrobe gekleidet, die in theuren russischen Pelzen überfluthete. Ihr Gesicht war häßlich, aber blendend gemalt. Sie war Eine jener Damen, deren Bekanntschaft der Stolz der Wiener Aristokratie bildet: Rigolboche, La Finette und die Mogador von Paris finden nur in den commis-voyageurs ihr Leben; in Wien finden die Rigolboche's ihre Carriere in den höchsten Wappenträgern. Auch das ist ein Wahrzeichen Wien's gleich dem „Stock im Eisen".

— „Du, Franzl, Strizibub, was, du willst mich hier nicht einmal kennen?" — sagte die Stimme.

— „Oh, die Sali!" — sagte Herr Grinbeutl, und hieb die elegante Dame über den Rücken, als sei sie ein Collega. „Na, was suchst du denn da?" — Diese Worte sprach er in dem Tone, wie man

zu einem Hunde redet; nur mit dem Unterschiede, daß man dem Hunde um eine Nüance freundlicher zuspricht.

— „Aber ich geh' zur Madelaine, sie hat mir gestern meinen Fächer mitgenommen. Kommst du heut' zum Sperl?" — sagte die elegante Dame in der pelzüberfluthenden Sammtrobe; und zwar sprach sie in einer Weise, wie man nicht mit einem Bedienten spricht.

— „Weiß nicht. Pack dich!"

— „Esel, pack ein! Bring' wenigstens deinen schönen feschen Freund da mit."

— — — — — — — — —

— „Wer ist denn diese nobel angezogene Person gewesen?" — fragte Florian.

— „Die? Das ist ja eben meine „Kleine", die Absatz-Sali. Die Königin des Sperls nach der Fiakermili. Na, Abends wirst du sie kennen lernen. Gefällt sie dir?"

— „Sie ist sehr weiß! — Und die ist hier berühmt?"

— „Und wie! Bei Oskar Kramer siehst du ihr Porträt. Wir sehen es im Vorbeigehen."

Die beiden Freunde schritten durch die Kärnthnerstraße. Florian dachte daran, wenn nur das ganze Heimthal es hätte hören können, wie eine berühmte Frau von Wien ihn „fesch" genannt hatte! — Er war wie berauscht. Und Franzl war stolz zum Zerbersten. Sein Freund hatte ja gesehen, was für ein Teufelskerl er war mit den gewissen Damen.

* * *

Abends trafen die zwei Freunde fast zugleich beim Sperl ein. Der Sperl ist ein Lokal, wo man nicht gern allein eintrifft: er macht Einem von unten aus den Eindruck, als komme man in ein Conzert mit wirklicher Musik. Die Stiegen sind mit Festons und Tannenreisig verziert, und man athmet einen frischen grünen Wald, an dessen Bäumen anstatt des Wunderbildes, die Bildnisse Ihrer königlichen Majestäten von Ungarn hängen: ebenso lieblich und schön und stillwirkend. Und mitten aus dem immerduftenden Tannengrün und

zwischen den Büsten Ihrer Majestäten hindurch*), tritt man in ein Lokal von drei kleinen Sälen, die stufenweise hinauf und hinab führen gleich Waschküchen; und dort gehen paarweise Frauen hin und her, während außer den Kellnern kein Mann zu erblicken ist: Frauen? nein. Denn Frauen sind lieblicher beruhigt. Mädchen sind es auch nicht. Denn Mädchen bohren ihre Augen nicht in Männerwesten, und mustern nicht allaugenblicklich ihre Strumpfbänder. Es sind keine weiblichen Wesen, denn das Abzeichen der Weiblichkeit ist die Scham. Es sind Phantasmagorieen der Tuilerien: denn weder England noch Hamburg, diese beiden Brutstätten der Prostitution, haben es gleich dem letzten Frankreich gewagt, die Unweiblichkeit zum „Sport" zu erheben. Kurz, diese geschlechtslosen Wesen in hochgehobenen Frauenkleidern promeniren oder tanzen untereinander, mit durstigen Blicken auf die Thüre, bis sich ein genügendes Contingent von Herren gesammelt hat. Dann hören die Kellner allsogleich auf, mit den geschlechtslosen, als Damen gekleideten Wesen zu verkehren, und die „Hetze" geht an.

Wie Herr Grinbeutl und Florian eintraten, war die „Hetz" im besten Gange. Zwei der verfaulten geschlechtslosen Menschenwesen flüsterten einander „laut" zu: „Da kommt Einer im Lodenrocke. Die sind mir lieber als die Grafen."

Und zwei andere dieser Geschöpfe, in lichtgrünem und rosenfarbenem Kleide, stürzten zugleich auf den Herrn Grinbeutl zu, und die Lichtgrüne schrie, indem sie ihm andeutete, daß sie grellrothe Strumpfbänder habe: „Ach, da ist ja der Franzl! Zahlst du Etwas? Setzen wir uns zu einem Tisch, wo ein Kübel steht?"

Und man setzte sich zu einem Tische, worauf ein Kübel stand, Champagner in Eis. In den engen, niedrigen, unheimlichen und altmodischen Lokalen des Sperls sind solche Tische gleichsam die einzigen Zierden: Champagner in Eis! Das erinnert gleichsam an Paris. Leider erinnern die Damen, die sich da herumquartieren, nur an Judenvorstädte polnischer Dorfharems und nie an die wenigstens *scheinbare* Grandezza der Pariser Abenteurerinen. Drei Kellner mit drei schmutzigen

*) Es wäre ein gutes Gesetz, welches Inhabern gewisser Häuser verbieten würde die Büsten Ihrer Majestäten aufzustellen.

Servietten unter dem Arme oder über der Achsel flogen zur Bedienung herbei. Man bestellte aus der Karte die schlechtesten und theuersten Speisen. „Das ist schön, daß du deinen hübschen Freund mitgebracht hast, Franzl!" — schrie das lichtgrüngekleidete Geschöpf, welches den Formen nach der weiblichen, und den Manieren nach der verworfensten männlichen Race anzugehören schien. Es war die elegante Pelzdame vom Burghofe, die Absatz-Sali, die Königin des Sperl's nach der Fiakermili.

— „Zahlt er Etwas?" — rief ihre Busenfreundin.

— „Das muß der Franzl wissen" — entgegnete die Absatz-Sali, den Franzl fragend, und dabei mit unverschämten Augen auf Florian stierend.

— „Er ist ein reicher Büchsenmachersohn aus dem Gebirge!" — sagte der schöne blonde Franzl, und trat dabei mit seinem Fuße derb auf den Fuß Florian's, und zwinkerte ihm zu. Dann flüsterte er ihm in's Ohr: „Esel! wenn sie nicht wissen, daß du reich bist, tanzen sie ja nicht einmal mit dir!"

Die Absatz-Sali schlang ihren Arm um Florian, und stierte ihn mit dem schrecklichen Blicke an, der aus einem Weiberauge wie eine Thierkrankheit der ekelhaftesten Sorte berührt. „Wie heißt du denn?" fragte sie. „Bleiben wir bis morgen Früh beisammen!" — Sie erwartete, daß er sie zurückstoßen werde — denn das ist für dieses sächliche Geschlecht die stereotype anfängliche Antwort. Aber Florian war zu schüchtern dafür, und antwortete: „Ich heiße Florian Leonhardi, und bin aus Rebs." — Die Absatz-Sali schaute ihn einen Augenblick wie neugierig an. „Aus Rebs!" rief sie. — „Schau, aus Rebs!" — „Kennst du die Gegend?" — fragte Florian sehr erstaunt, denn er konnte sich nicht vorstellen, daß eine dieser Frauen hier jemals die freie Natur oder das Land gesehen habe, so wie wir uns im ersten Momente nicht vorstellen können, daß eine verschrumpfte Mumie jemals ein blühendes, lächelndes, rosenwangiges Mädchen gewesen sei.

Die Absatz-Sali aber bekam sogleich wieder ihr altes Gesicht, und machte eine kecke Grimasse. „Eh, ha!" rief sie und fuhr sich dabei durch die wirren, blonden, glanzlosen Haare. „Wie soll ich eure Dörfer kennen! Was gehen mich denn eure Hundshütten an! Es ist mir nur so dumm vorgekommen, daß Jemand, der so fesch ist wie du, aus

einem Orte sein kann, der Rebs heißt! Rebs! Ist denn das auch ein Name? Es klingt wie das Räuspern eines Holzknechts. Du bist doch nicht so dumm wie du ausschaust, weil du von dort weg bist. — Bleibst immer da?" —

— „Sei so gut und sag' ihm das!" — lachte Herr Grinbeutl, hier „Franzl" genannt, in das Gespräch hinein aus seinem Gespräch mit der Rosenfarbenen heraus. „Er ist ein Bräutigam, und fahrt nach Steyr, um sich seine Geliebte heimzuholen, die schöne Emma von der weißen Fabrik. Laßt ihn nicht aus, Mädeln, bis ihr ihm seinen Bräutigamsfrack abgetackelt habt und der schönen Braut einen katzenjammerlichen Skelettmaier schicken könnt'! Das ist eine Ehrensach' für euch!"

— „Jawohl, ist's eine Ehrensach'!" — rief die Lichtgrüne und rüttelte mit heißen beiden Händen an dem Eiskübel. — „Wir müssen den Leuten ein bischen den Geschmack vertreiben am Heirathen, diesen dummen Landgretln am meisten! Wenn's nach denen ginge, so dürften bald keine Tänzer mehr in Wien bleiben für den Sperl! Da hocken sie da zu Haus, dumm und faul, und glauben, weil sie Geld haben und Knödel kochen können, dürfen sie Anspruch machen auf alles Glück von der Welt! Auf die jungen Männer und auf große Häuser, und für Alles das noch auf den Segen der Eltern und von Allen! Du bleibst bei uns, Flori, hörst? G'fall ich dir?" — Und sie schloß ihre Augen, und öffnete den Mund, und machte jenes blöde Gesicht, welches die tiefste Gemeinheit zu ihrem Wappen gewählt hat; und sie sagte ihm solche Schmeicheleien, die der Druck nicht wiedergeben kann. Und sie sagte diese Niederträchtigkeiten mit jener tiefen Stimme, welche diese Art von Frauen kennzeichnet. Es ist dies eine rauhe, gebrochene Holzhauerstimme, die in ihrer schrillen Dumpfheit wie ein Dornenrasseln berührt; wie ein Dornenrasseln nach tausend welkenden Rosenlebzeiten.

— „Sapperlot, hör' einmal, Mädel, wie du die Bräute hassest" — rief der Franzl so laut, daß einige benachbarte Tische einen Champagnerzahler witterten. — „Hassest die Bräute, und heiratheſt selber so gern!" — Und er schallte lachend auf über seinen Witz. Aber die Absatz-Sali lachte nicht. Sie erhob sich und lehnte sich mit beiden Armen über den Tisch, und schaute die beiden Männer wild an, daß den Florian fast ein Gefühl des Grauens überkam. Sie war so ganz ange-

zogen wie eine feine Dame, der Mousselin mit den Spitzenwolken umbauschte sie so reich; und jung war sie auch noch, und hübsch auch: aber die rauhe, nachtheisere Stimme und die Art, wie sie beim Sprechen den Mund bubenhaft verzog, ließen wieder jenes entsetzliche Mittelding von Wesen erkennen, welche nicht mehr würdig sind ein Weib zu heißen und Mutter zu sein. Und über ihrem hübschen Gesichte lag etwas Entsetzliches, wie ein Mehlthau der Seele. Es war, als ob die weiße Schminke der Schimmel sei über einem feuchtgewordenen vergessenen Bonbon. — „Ob ich sie hasse!" — rief sie mit konzentrirter Stimme, die so durchdringend klang für die eigene Gesellschaft und dabei so unverständlich durchheisert blieb für die Uebrigen. — „Ja, ich kann sie nicht leiden, diese Bräute vom Lande, ich kann sie nicht ausstehen, versteht ihr?" — Sie sagte das nicht wuthflammend, wie ihre Worte lauteten, sondern mit einer Art von kaltem Groll, der ihre Worte um so schrecklicher machte, wie der Hund gefährlicher erscheint, wenn er, ohne zu bellen und ohne sich zu rühren, die Zähne zeigt. — „Diese Gänse glauben weiß Gott wie brav sie sind, weil sie stets hinter ihrem Nähtische oder hinter ihrem Backtroge hocken, nur damit sie recht fett werden und ihren Freiern gefallen. Man nennt uns Waaren! Aber wenn wir das sind, so sind wir auch hübsch genug ausstaffirt, und thun etwas in Geist und Feschheit und Lustigkeit für den Käufer, während diese Bräute von Kindheit auf gemästet und betreut werden für den Einen Käufer, der ihr Mann werden muß, ohne sie zu mögen. Und dabei spielen sie die Rolle unserer Gewissensbisse — und mit welchem Rechte? — Mit dem Rechte, weil sie zu plump sind, um gut zu tanzen, und zu geizig, um ihr Kattunkleid nach der Mode zu verschneiden. Ich hasse diese sogenannten braven Landmädeln, die mit sehr zweideutigen Gedanken an ihrer Ausstattung nähen, und die uns wieder hassen — nicht aus Verachtung, wie sie sagen, sondern aus Neid!" — Und die Absatz-Sali schlug mit der Faust auf den Tisch, daß sechs Kellner zugleich herbeieilten, mit sechs flatternden Servietten, die über ihren haardünnen Köpfen wehten gleich Segeln von Rettungsbooten.

— „Und darum, Florian, bleib' in Wien bei uns, willst? komm' zu mir, ich hab' dich so gern! Ich kann Fortepiano spielen, und ich kann gut tanzen. Abends gehen wir her zum Sperl. Geh', schau mich

nicht so an, Florian, als ob ich dich beißen möchte. Fürchtest du dich vor mir?" — Und die Absatz-Sali lächelte bei diesen letzten Worten.

Nein. Er fürchtete sich nicht vor ihr. Er hätte sich dessen geschämt. Er hatte ja einen Schnurbart, und er war der kräftigste Schütze, und er trug seinen feschen Lodenrock, und da darf man keine Furcht fühlen.

— „Prosit, Bruder!" — rief Freund Franzl, und hieb ihm auf die Achsel mit den Fingerspitzen, wie es die adeligen Franzl's vom Sperl machen, deren Schüler die Commis' sind. — „Und sei froh; denn ehe du in's Joch der Ehe kommst mit deiner Bäckerstochter, mußt du noch austoben. Sonst kannst du deinen einstigen Söhnen kein abschreckendes Beispiel vorhalten. — Alles Geld, was du bei dir hast, mußt du in Wien lassen und Alles, was du an Lustigkeit angesammelt hast in deiner dröhnenden und einsamen und finsteren Fabrik, ebenfalls. Der Ehestand ist ja schon das Ende vom Lied, und du hast noch gar nicht angefangen. Willst du?" —

So rief der Franzl mit einem unnachahmlichen Franzl-Nasaltone, und sein blonder Elite-Strizibart vibrirte im Gaslichte so golden, und seine Elfenbeinknöpfe an den Manschetten klirrten an den Eiskübel wie Castagnetten, und der versilberte Pfropfen wich seinem gebietenden Daumen, und die Musik begann einen jener sinnverwirrenden Cancantänze, welche wie eine Fluth von wilden Küssen berühren. Und Franzl, froh, die theure Absatz-Säli losgeworden zu sein an seinen „Freund", faßte die Rosenfarbene am blonden Schopfe, und rüttelte sie aus ihrem Halbrausche auf. Die Rosenfarbene war ein dummes Geschöpf, deren lange blonde Locken wie zerbratene Würste aussahen; sie wußte nicht einmal, daß sie frech war, indem sie die Königinen des Sperl's nachahmte. Und die Absatz-Sali faßte den Florian an seiner Kravate, und lachte ihm in seine Haare hinein, und verschüttete im Lachen ihr Glas. Und ein französisches Tänzerquartett der Mesdemoiselles Antoinette und Marguerite und der Messieurs Ganache und Nigaud begann auf der erhöhten Tribüne des Mittelsaales einen grotesken Cancan. Florian lachte wie ein Kind, welches seine Uniform anzieht: er sah von diesem Augenblick an Alles nur mehr in einem Wirbeltanze von Musik und

Gelächter. Es schien ihm, als sei er erst in dieser Stunde geboren worden, als sei der Sperl der eigentliche Zweck des Lebens, und als müsse Alles so sein, wie es sei, und er sei jetzt in die Bahn der Erkenntniß, des Genusses, des Daseins, der Weisheit und des Friedens getreten. Er würde dem Franzl auf die geringste Aufforderung hin die Hand geküßt haben für seine köstlichen Winke, und er würde die Absatz-Sali auch ohne Aufforderung in sein eigenes Haus als geliebte Hausfrau eingeführt haben. Er war eben berauscht; von der Musik, vom Bier, welchem Champagner gefolgt war, und von der Balldame, die wie eine Fee war, und so ganz anders wie alle andern dummen Mädeln: fast wie ein Bursche. Und das Schlimme an einem solchen Rausche ist, daß er mit dem Schlafe nicht verfliegt, sondern dem Fieber gleich von Tag zu Tag wächst.

Der Sperl-Abend begann erst jetzt für die Partie in Vieren. Erst jetzt sah Florian Alles um sich herum deutlich, seit er wußte, daß er die Lichtgrüne lieb habe, und daß ihre Hand auf seinem nickenden Kopfe lag, so klein, so heiß, wie eine Vogelkralle und wie eine Kohle.

Er sah jetzt die Leute an den Tischen um sich. Er sah die Männer, die alle seinem Freunde Franzl ähnlich waren, so verschieden an Alter und Stand sie auch sein mochten. Es waren viele Kavallerie-Offiziere da, aber noch mehr Kavallerie-Kadeten; denn die Kadeten haben noch mehr Credit bei ihren Eltern, und sie glauben auch noch mehr an die Ehre, die ihnen angethan wird durch die Gesellschaft des sächlichen Geschlechtes. Die Offiziers-Physiognomieen in den Wiener Mabillebällen sind distinkt unterschieden von den Cadeten- und den Civil-Typen. Sie sind schrecklich müde um die Nase, die stets den aristokratischen Schwung hat. Die Offiziersnasen der Wiener Sperlbälle tragen immer ihr schönes, scharfgeschnittenes Wappen an sich, aber dieses Wappen ist gleichsam erschlafft und müde, wie eine Schloßfahne unter einem Landregen. Der Adel capitulirt da dem Handlungsdiener, der Raubritter dem Kaufmannswagen; es ist das wie eine Rache, welche das sechzehnte Jahrhundert an dem neunzehnten, der Kaufmannswagen an dem ritterlichen Raubneste nimmt. Das Schloß hat einst den gemeinen Handelswagen genommen, die Gemeinheit des Handlungsdieners gibt jetzt dem Schloßbewohner sein Modebild in Manier und Mode.

Die Offizierstypen in solchen „Bällen" sind auch streng unterschieden von den Kadeten-Typen. Das Offizierskinn nimmt Generalsdimension an, und ruht todtmatt bis auf die Brust herab, und diese Mattigkeit ist sein Nimbus. Seine Uniform ist da gleichsam seine Krücke, welche die Maske des geldleeren und geistentleerten Adelsdiploms mühsam unterstützt. Der Kadet dagegen ist frischer, stolzer in diesen Räumen: bei ihm ist ein Eiskübel noch eine That, und er hält die Hände in den Taschen wie ein Gamin. Er glaubt noch an seine Rolle hier, an sein Costüm, an eine wirkliche Liebe, die einen ersten besten Walzer tanzt.

Florian sah alle diese Figuren um sich. Und zwischen Uniformen hindurch sah er seinen lieben Freund Franzl hundertmal vervielfältigt; er sah ihn als Offizier, der Loyalität und Edelmannssinn genug hatte, um die Uniform mit dem neutralen Civilrocke zu vertauschen. Und er sah ihn als Civilisten, dem der Spezereigeruch so zu sagen aus den seidenen Knopflöchern dampfte, „gleichsam" ein Spiegelbild jenes Dampfers, der ihn in einiger Zeit nach Amerika führen sollte. Und er sah ihn alt geworden, haarlos und gekrümmt von Jahren, aber die mageren, zitternden Beine noch immer mit nie dageweſener Energie in die Höhe werfend. Kurz, so verschieden die Herrengestalten des Sperl sind, sie haben alle einen Familienzug, das Kainsmal des Franzlthums: bei allen Franzl's (man erlaube mir, fortan dieses Wort für die Sperl-Herrengäste zu gebrauchen) ist gemeinsam jener schlaffe Zug um die Augen (diese Spiegelbilder der Seele), welcher anzeigt, daß der Mann langsam auf dem Wege nach abwärts ist, der mit dem sanften Blödsinn endet. Die Franzl's mit siebzehn Jahren (mit siebzehn Jahren!!), die Kadeten, die frisch nach Wien gekommenen Buchhalter und die altadeligsten, also jüngsten Offiziere, alle Die hatten noch manchmal einen Seelenblick zwischen dem glanzlosen, fischartigen Schauen des angehenden Kretinismus. Die quittirten Offiziere, die Buchhalter, die schon ihr Reisebüchelchen nach Hamburg gelöst hatten, und die gemietheten Tänzer, die Alle hatten schon jenes Stieren des Trink- und Liebes- und Tanzwahnsinns, der ein Menschenleben so durchdringen und für sich nehmen kann, wie der Ehrgeiz oder das Studium; nur das Ziel dieser Wege liegt weit, weit auseinander. Eine erschreckliche Figur aber ist der greise Franzl: ach, leider ist der am zahlreichsten ver-

treten. Der greise Franzl ist nie ein quittirter Offizier oder ein lustig-gebliebener Künstler: er ist stets ein Banquier oder ein altadeliger Name — denn nur das Geld dieser beiden Racen hält bis in's Greisenalter aus — beim Sperl. Der greise Franzl ist die groteske Carrikatur des Alters. Bei seinem Anblicke vermag man gar nicht daran zu denken, daß das hohe Alter manchmal eine Würde sein kann und ein Vorbild und eine väterliche Güte, die ihren Heiligenschein schon hier auf Erden führt in dem Silberglanze des in Ehren grau gewordenen Haares. Das Greisenthum wird hier zur grotesken, ekelhaften Carrikatur wie im Silen der Griechen, deren ganzes Land ein großes Sperllokal gewesen ist. Der greise Franzl ist stets auf's minutiöseste in seinen Ballhabit gewickelt, der ihm an den Gliedern schlottert wie eine Toga, so eng er auch immer sein mag. Die alten Glieder, die kaum ihre Haut zu ertragen vermögen und die marklos hohl aneinander klappern, fliegen dennoch unermüdlich in der Luft umher bei den Klängen des Cancans, und umflattern die Tänzerin gleich einem Schmetterlingsvampyre, der im Kampher zum Fasergerüste eingedorrt ist. Man fragt sich verwundert, welche Zaubergewalt diesen hinfälligen Greis so lebendig und beweglich macht? Ach, es gibt eine Zaubergewalt, welche den morschen Körper gleich dem Gifte nicht eher verläßt, als bis der fallende Sargdeckel die athemlose Nase zerquetscht; und dieser Zauber, der sich gleich dem Besen in Göthe's Ballade nicht mehr bannen läßt, heißt: die Sinnlichkeit. Die Sperl-Greise haben niemals Gattinen oder Kinder. Wenigstens haben sie dieselben nicht mehr in ihrem Leben. Die Gattin lebt seit Jahren von ihnen getrennt, und der Sohn ist ein braves Mitglied der menschlichen Race, wenn er nicht, wie so oft, der Saufkamerade seines greisen Vaters ist und sich mit ihm in den unfläthigsten Ausdrücken die Geliebte des Abends streitig macht. Der Sperlgreis tanzt stets nur mit der Berühmtheit des Tages: mit der Fiakermili, mit der Berliner-Anna oder mit der Absatz-Sali. Diese Damen lassen den Sperlgreis nicht auf zwei Sekunden von sich. Der Sperlgreis ist das Fideicommiß, das unveräußerliche Eigenthum der Dirne des Tages, wie sie wiederum sein Eigenthum ist.

Der Ball mit allen diesen Elementen wüthete also in den engen, niedrigen, eleganzarmen „Sälen". Die Weiber wetteiferten in heiseren

Stimmen, rohen Ausrufen und schauerlichen Beschlagnahmen, die Männer wetteiferten in erzwungenem Jubel und verlegener Ausgelassenheit. Es gibt einen strikten Unterschied zwischen den Sündenlokalen von Wien, Berlin und Paris. In Paris ist die Mabilienne keck aus Nonchalance, sie hat eine rauhe Stimme, weil sie sich verkühlt hat, und sie ist unverschämt in ihrem Tanze, weil sie einen Rausch hat, den sie einen „süßen Wahnsinn" nennt. Sie hat immer die Grazie der Natürlichkeit. In Berlin ist die Cancantänzerin keck und unverschämt, weil sie fraß-hungrig ist, sie hat eine dünne, heisere Stimme, weil sie geizig und habgierig ist, und sie ist unverschämt in ihrem Tanze, weil sie mit Einer Einnahme nicht zufrieden ist und die Herzen der Männer zur Lizitation entflammen will. Das Wiener Sperlgeschöpf ist keck und unverschämt ohne Grazie, ohne Natürlichkeit, ohne Ehrlichkeit und ohne Rausch, aus reinem Drange nach Gemeinheit und aus Sucht, beleidigt und beschimpft zu werden. Die Wiener Cancanistinen wetteifern darin, nicht wer toller sein kann, gleich den Pariserinen, sondern wer von ihnen sich derber, roher und grotesker benehmen kann. Kein Leichtsinn liegt in ihrem Schreien und keine Ausgelassenheit in ihrer Wildheit. Es ist die reine Sucht, sich als Dirne darzustellen. Die beliebte Haarfarbe dieser Tänzerinen ist blond: aber nicht das Blond, welches wie Gold strahlt oder wie reife Aehren glänzt, sondern jenes künstliche, glanzlose, fahle, aschige, trockene Blond, welches durch Puder erzeugt wird. Nichts darf natürlich sein bei den Nanni's und Sali's, nicht einmal die Haarfarbe. Die Fiakermili war die Vortänzerin aller Tänze. Die Fiakermili hat immer einen Hof von Bewunderern bei ihrem Tanze, die mit herausquellenden Augen ihre ganze Biographie und die Lösung ihres Berühmtseins aus ihr herauslesen möchten. Sie hat ein scharfgeschnittenes Gesicht mit hautainem Ausdruck, eine große, elastische, schlanke Gestalt, kleine Füßchen, und eine gute Art, ordinär zu tanzen, die sich manchmal bis zur Grazie erhebt. Sie hat einen gräulichen Wiener-Jargon, aber dabei einen Tropfen Quartier-latin-Blut in den Adern. Sie tanzte an diesem Abende permanent mit dem schauerlichsten Sperlgreise, der jemals Champagnerstöpsel knallen ließ, und ihr permanentes vis-à-vis war die Absatz-Sali mit „ihrem" Florian. Florian kannte sich kaum vor Trunkenheit und Stolz: die Fiakermili reichte ihm die Hand, die

Fiakermili, die schon im „Kikeriki“ und „Floh“ persiflirt worden war, deren Tanzschritten vier Bewunderer mit den Augen folgten! Sogar Franzl beneidete ihn, und die Absatz-Sali schaute ihn mit brennenden Blicken an, und raunte ihm in den chassés zu: „Ich bin eifersüchtig, hörst, Gebirgerbub?“ —

Gegen Mitternacht begann der ganze Saal sich um ihn zu drehen. Er sah nur mehr seinen Tisch mit dem stets erneuerten Champagnerkübel; die Fiakermili; die Freundschaft, verkörpert in dem stolzen Goldbarte seines Franzl; die Offiziersuniformen; die Musik, welche sich gleichsam vor Lachen schüttelte; die Greise, welche phantastisch anschwollen und zusammenschrumpften im Lichtrayon der Schönheit; der Wetteifer der rauhen Stimmen und der gemeinen Bewegungen; Alles, Alles konzentrirte sich ihm in dem seltsamen, unschönen, aber durch seinen Ausdruck unwiderstehlichen blassen Gesichte der Absatz-Sali, deren Wange er an der seinigen fühlte, und die ihm gleichsam in den Mund hinein sprach: „Ich bin eifersüchtig!“ —

Es war nicht der Rausch der Kübelflasche, der ihn so umtoste: es war der Rausch des Gedankens, die Gestalten des Kikeriki und des Floh, die er daheim so oft belacht hatte, um sich herum verwirklicht zu sehen, und diese Gestalten lockten ihn an sich, machten ihn mit sich Eins, und — und die seltsamste Gestalt: dieses kleine, blasse, blondlockige, schwarzschauende, lichtgrüne, faltenwerfende Geschöpf war eifersüchtig auf ihn, und — liebte ihn.

O Gott, Florian war noch nie geliebt worden. Die Braut auf dem Lande hat eine alberne Koketterie der Sprödigkeit, weil sie gesichert ist, und die Wirthstochter macht stets den Eindruck eines Seidelglases, welches sich nach der Taxe austrinken läßt. Aber hier, im Tanzgewühle, im Schäumen des theuersten Weines, unter den Reverenzen der Halbe-Dutzend-Kellner, in den Klängen einer leichtsinnigsten Jubelmusik, wo berühmte Witzblätter-Namen mir nichts, dir nichts Eins wurden mit ihm, da fühlte er, daß er geliebt werde: geliebt bis zur Eifersucht. Und er ward gerührt, gerührt bis zu Thränen, der hübsche, frische Naturmensch mit dem reichen Säckel von der großen Fabrik da drin im Gebirge. Er hielt die Absatz-Sali in der Tanzpause dicht an sein Herz gedrückt, und sie gab ihm den Wein zu trinken, den sie genippt hatte,

und schaute ihn dabei ernst an, finster, trotzig, blaß, aber sie zeigte dabei die Zähne wie der Währwolf, der seine Beute hält. Sie war ein so seltsames Ding: und sie sang dann plötzlich, ohne sich an die Noten zu halten, ganz keuchend noch vom Tanze, in den Athem Florian's hinein, indem sie sich das grüne Kleid wie eine Toga bis an ihre Broche hob: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien .... Gelt?"

— „Ja," — sagte Florian frisch und mit glänzenden Augen — „und nur Eine Sali, und die bist du!" — Die Sali lachte darauf. Sie war so blaß und so garstig-schön, wirklich wie eine Hex'. — „Aber wir haben noch Zeit. Jetzt hol' einen Wagen, Flori. Ich bin gar so müd'." —

* * *

Ehe der Florian die Absatz-Sali zum Fiaker hinab begleitete, mußten Beide noch Abschied nehmen vom guten Collega Franzl, der mit seinem goldblonden Bart eben in einen scharfgeschliffenen Champagnerkelch gefallen war, und dem man in einem Nebenkabinete das Blut abwischte. Ferner wohnte man noch einer lustigen Szene bei, wo eine Hochdeutsche einer Niederdeutschen ein Birglas (ein Bierglas!) in's Gesicht warf, und einem kleinem Intermezzo, wo Offiziere und Kadeten mit Commis und Banquiers in Streit geriethen über die Königinen ihrer beiderseitigen Eiskübel-Tische, und wo Duell-Karten männlicherseits und Radibua-Beiwörter weiblicherseits hin- und widerflogen. Es war ein herrliches Leben und Weben! Das war also das Ziel des Daseins, das in der einzigen Kaiserstadt Wien seinen vollendetsten Genuß fand! Der Adel, die Industrie und die Schönheit, diese drei hohen Ziele für den Ehrgeiz, den Fleiß und die Liebe: hier sprachen sie ihr schönstes Wort! Wie viel hatte Florian versäumt! Er hatte den Geburtsadel stets mit loyaler Achtung betrachtet: hier konnte er mit ihm ami cochon werden. Er hatte die hohe Industrie in ihren Häuptern stets verehrt: hier konnte er ihre Häupter sammt ihrem erreichten Zwecke sehen; er hatte die Schönheit stets ersehnt: hier kam ihm sogar die „Berühmtheit" bettelnd entgegen, und gab die Schönheit als Zuwage!...

* * *

Die nächste Zeit verfloß dem Herrn Florian Leonhardi in Wien wie ein Traum. Er konnte in Gesellschaft der Absatz-Sali seinem Plane: Wien recht durchzukosten, im vollsten Maße genügen. Es ist wahr, er lernte das neue Opernhaus nicht kennen; er hörte nicht die Donna Anna der Dustmann und nicht die Alice der Frau Wilt. Er besuchte kein Beethoven-Conzert und kein Florentiner-Quartett. Aber er besuchte mit ihr die Passionsdarstellungen, die Operette und die Volkssängerinen. Und die Absatz-Sali belehrte ihn über Alles. Sie hielt ihn in der eigenen Wohnung (wo ihm eine alte Zofe das gôuter bereitete) bis zur Theaterzeit, und sie belehrte ihn dann mitten im besten Vergnügen, welches der Tag eben bot, über die Genüsse. Er erfuhr, daß Fräulein Wolter eine Gräfin sein werde, daß sie aber noch immer eifersüchtig sei auf Colleginen; daß Frau Gabillon eine Künstlerin sei, daß sie aber keine Gräfin neben sich dulden wolle, weil sie selber diesen Stand verschmäht habe; und er erfuhr, daß Fräulein Baudius sich zum Glauben des Fräuleins Geistinger bekehrt habe, und daß Fräulein Mayerhoff die vereinten Anbeter des Fräuleins Baudius und des Fräuleins Geistinger, heimlich lachend, an ihrem eigenen häuslichen Herde versammle. Er erfuhr im Orpheum, daß Frau Roth im Josephstädter Theater eines Cancans wegen vom Minister des Innern untersagt werden mußte, und er erfuhr, daß Mademoiselle Finette in New-Orleans geboren worden sei. — Er erfuhr, daß Alles, was er in den Zeitungen als Kunstgröße, als Genie's, als Weltberühmtheit, als Echtheit verehren gelernt hatte, in Wien zu *demselben* Niveau des Sperlthums geebnet werde: ganz Wien, in seinen Künstlerinen, in seinen Staatsgrößen, in seinen Geldhöhen und in seinen Popularitäten erschien ihm nun als ein großer „Sperl". *Das* war also das Leben der Kaiserstadt; „nur in Wien war ein Leben", das hatte er gelernt; und das Leben war so: das sah er. Man lebte nicht, wenn man das nicht mitlebte. Freilich: für die größte klassische Künstlerin mußte man Graf sein, für die zweitnächste ein Banquier, und bei der Ulke...?"

— Die Ulke's in allen ihren Nüancen besuchte Florian mit der Absatz-Sali. Die Sali's sind niemals eifersüchtig auf die Ulke's. Die Volkssängerin ist immer ein Impuls für die Leichtfertigkeit, den Genuß und das Sinken. Fünf- oder sechsmal die Lieder der beliebteren Volks-

sängerinen angehört, und man ist an die Zote so gewöhnt, daß man sie in jeder Damengesellschaft wagt —. Das Ohr verliert unbeschreiblich leicht den Unterschied, und nichts ist so schnell abgehärtet wie das Ohr. Wie durch den Umgang mit Falschsingern das am meisten musikalische Gehör zerstört und stumpf wird, so auch das Gefühl für den Anstand des gesprochenen Wortes. Die Sali's, welche einen Liebhaber finden, der im Laster noch nicht ganz Cancan-Grotesktänzer ist, führen ihn allabendlich zu einer Ulke. Sie wissen, daß die rücksichtslos gesungene Zote immer von der Person, die sie singt, abstoßt: die Sängerin ist ihnen also nie gefährlich; sie wissen aber auch, daß die Permanenz der Zote gleich dem Fusel das gesündeste Gefühl entadelt bis zum Nichtunterscheiden des Nektars vom Straßenkothe. Ein Glück ist noch, daß fast keine der Volkssängerinen Wien's hübsch oder genial ist in ihrer Art. Fräulein Mansfeld sieht aus wie eine näselnde, mißmuthige Gouvernante, die aus Verzweiflung über das Alter wahnsinnig geworden ist und „bänkel"singt. Fräulein Ulke, in die wirklich Mancher verliebt ist, gleicht in der Ignoblesse ihrer Züge einer lebendigen Illustration ihrer Lieder, und die Uebrigen, die Dicken, die Dürren, die Buckligen, die Viereckigen, die Schnarrenden, die Stotternden und die „Auschiechen" gleichen wohl mehr einem abschreckenden Beispiele, als einer invitation à la luxure.

Florian konnte sich bald keine Abendzeit mehr vorstellen, außer beim Sperl oder bei einer Ulke. Der Abend! Alles, was dieses Wort einst für ihn eingeschlossen hatte, war daraus verschwunden. Die langsame, lichte Dämmerung, die über die Berge herüberzieht und ihre Hand auf den First des Fabrikhauses legt, gleichsam als wolle sie die Augen desselben vor dem grellen Feuertone der untergehenden Sonne schützen, und als wolle sie in mütterlichen verhaltenden Tönen den fleißig pustenden Cyklopen zuflüstern: „Nun ruhe aus, mein braver Bursche"; das Geläute der Feierabendglocke, dem wie ein Echo von allen Seiten das Gebimmel der heimkehrenden satten Heerden folgte; die frohe Ruhestunde des Handwerkers, der nun die Feile oder den Hammer ruhen ließ, um nach dem heimkehrenden Dirndl zu sehen; das muntere Zusammenschaaren vieler, vieler Vögel auf ein und demselben Gezweige, und ihr Gezwitscher über die Ereignisse des

führte: sie war mit Lilienduft parfümirt, und hatte geäußert, sie wolle sich heute einen großen Affen anzechen. — „Ja," — sagte Florian, — „ich bin schon Herr. Aber rede mir nicht viel davon, ich sollte schon längst wieder zu Hause sein und dem Geschäfte nachsehen."

— „Ach, du hast also solche Eile, deine Steyrer-Gans zu heirathen?"

— „Du weißt, daß ich die Emma nicht mehr heirathen will."

— „Also hast du schon solche Eile, wieder zu arbeiten, dich mit rußigen Gesellen herumzuzanken und zwischen den Oefen zu schwitzen? Hast du denn noch nicht eingesehen, Mensch, wie kurz das Leben ist? Ihr versteht das nicht so auf dem Lande, wie wir hier in Wien. In jeder Straße kannst du täglich Einen zählen, den auf dem Pflaster der Schlagfluß ereilt, der überfahren wird oder der sich zum Dachbodenfenster herausbaumeln läßt. Auf dem Balle, in der Schule, in der Werkstatt, im Comptoir, der Tod ist in Wien überall fleißig. Und du willst arbeiten, arbeiten ohne erst gelebt zu haben! Ich werde auch arbeiten, aber bis ich alt bin. Bist nicht reich genug? Schmutziger, habgieriger, zusammenscharrender Geizhals! Oder bin ich dir zu theuer? . . ."— Sie wandte sich zornig, heftig athmend ab. Der Florian drückte das weinerlich schmollende Wesen an sein Herz, und vermochte nichts zu sagen, als: — „Geh'! Sei gut! Ich thu' ja nichts mehr, als bei dir sein. Und will nie was Anderes thun!" — „Sag' meiner Seel'!" — rief sie.

* * *

Diese Wiener Damen geben auch Gesellschaften unter sich: nicht nach der Art der Pariser Grisetten, wo arme Maler, Schriftsteller und Studenten den frohen Refrain über den Kartoffel-Liedern der Mabille-Damen singen, die wenigstens daheim bei sich nach dem Herzen und der Jugend lieben wollen; sondern bei diesen Wiener Brouhaha's spielen eben die Franzl's und die Sperlgreise die Hauptrolle. Die Sali's haben ebenso wenig eine Grazie des Herzens, wie sie eine Grazie der Rede haben.

Bei diesen Gesellschaften lieben sich die Sali's untereinander herzlich. Und die Franzl's und die Greise wissen sich nicht aus vor

Entzücken über die Ehre, in die Familiarität einer Sali oder Mili zugelassen zu sein — zu einem Preise, welcher beinahe die fehlende Summe für das Schillerdenkmal decken könnte.

Aber es ist doch ein bezauberndes Gefühl, bei einer Sali zu sein, die in dem renommirtesten Witzblatte von heute früh mit Versen gefeiert wird. Die Franzl's und die Rosi's, die Mili's und die Sperlgreise kauern und stehen, hocken und schweben phantastisch untereinander. Die Sali sitzt auf dem Schoße Florian's, welcher vor Freude roth ist, wie nach dem ersten Prämium. Und ein Franzl liest die Verse des Witzblattes:

— „Die Sali mit'n Absatz
Liebt nichts auf der Welt
— Als — 's Geld, 's Geld, 's Geld,
Ja 's Geld, 's Geld, 's Geld, 's Geld!" —

Alles applaudirt. Florian allein weint vor Rührung. Ihn allein liebt ja die Sali aus Liebe! Denn er hat ja gar kein Geld mehr, seit er vor einer Viertelstunde den Champagner zutragen ließ.

* * *

Eines Tages kam der alte Fabrikherr aus der weißen Fabrik nach Wien mit seiner Tochter Emma. Er hatte lange genug vergebens auf den Bräutigam gewartet, und von der Mutter desselben besorglich angeeifert, kam er selber nach Wien, um nachzusehen, ob der Florian bald sein Gast sein möchte.

Der Florian war wie vom Blitze getroffen, als er hörte, daß sein künftiger Schwiegervater nur drei Thüren weit von ihm wohne und ihn erwarte.

Es war ein weißer, schneewirbelnder Karnevalsmorgen, als Florian über den teppichbelegten Korridor zwischen den Fensterwänden des Hofraumes und den goldgerahmten, ausländischen, bildlich angepriesenen Hôtelannoncen vorüber schritt zu seiner künftigen Braut. Er war wie krank dabei; so krank wie im Halbschlafe nach einem Fieber. Er begrüßte den alten Freund und das junge Mädchen, und er log ehrlich über seinen Wiener Aufenthalt: so eifrig, als ob seine alten

Eltern hinter ihm gestanden wären. Es war ihm wirklich zu Muthe, als sei er plötzlich wieder in einem heimatlichen Fahrwasser. Er liebte dieses Fahrwasser nicht, aber er bewegte sich in demselben nach langer Zeit wieder frei und frisch und kühn. Seine Braut war sehr still, wie gekränkt. Aber in ihren Mundwinkeln lächelte Etwas wie eine kindische Freude über die Hoffnung der Versöhnung. Sie war blond von dem Blond Sali's, und lieblich in ihrem Brautstolze, wie Jene in ihrem wilden Trotze. Das war so seltsam, aber es legte sich um das Herz wie die Erfüllung eines Erwachens. — Florian versprach, Nachmittags mit Herrn Weißhausen und Emma in Wien herumzuschlendern, und Abends mit ihnen in ein Theater zu gehen.

Wie er zur Thüre hinaus war, wußte er aber wieder, daß er das nicht halten könne und wolle, und lief zur Absatz-Sali. Und der sagte er, ganz entsetzt über sich selber, daß der alte Herr mit seiner Braut aus Steyr da sei.

Die Absatz-Sali saß eben vor einem Toilette-Spiegel, und ließ sich die aschblonden Haare von den Wickeln drehen für den Abend. Sie veränderte kaum eine Miene bei der Sache. Nur dachte der Florian bei sich: „sie ist also sonst geschminkt gewesen, weil sie heute so weiß ist?"

Die Sali schickte ihr Mädel hinaus, und fing an sich die Lederwickel selber abzudrehen. — „So gefällt dir also, daß du eine Braut hast?" — sagte sie, und ließ die Arme mit dem letzten Lederwickel in ihren Schoß sinken, und schaute ihn an, umzittert von den blonden, fedrigen Locken. Und die Sonne, die kalte, schöne, sanfte Wintersonne verklärte die breiten Goldrahmen an den Wänden, in denen Badeszenen plätscherten, und die geöffneten Flacons der Toilette hauchten tropische Düfte aus, so schwül wie in einem Treibhause; und ihre Lippen waren roth wie eine eben zerspaltene Rosenknospe, und zitterten leicht, wie vor dem Saugrüssel der ersten Biene.

Florian's Herz fühlte etwas wie eine Bestätigung seiner ersten, wilden, verderbten Liebe, obwohl er eine Viertelstunde früher vor der „Landbraut" eine — Art von Scham darüber empfunden hatte. Und er wußte nicht was es sei, was ihn so herzlich in diese durstenden Augen treibe, die ihm so bekannt waren wie nie zuvor, und er sagte rasch,

innig, ehrlich: — „O nein, Sali. Ich möchte, daß meine Braut weit fort wäre, denn ich möchte nie einem andern Mädchen gehören als dir."

— „Und wenn ich jetzt vor dich hinknieen würde, Flori, und wenn ich dir sagen möchte, ich gönne dich deiner Gans von Braut nicht — und ich kann es nicht aushalten, daß du von mir weggehst, und bleibe bei mir, das Leben ist so kurz, und es kann so schön sein zwischen uns Beiden! Wenn ich das sagen würde, Flori, du würdest mir bleiben, ja?" — Die Absatz-Sali hatte diese Worte nicht deklamirt, sondern ganz rasch, hell und klar vor sich hingesprochen, das schlangenklare Auge auf Florian gerichtet, die Hände im Schoße, das goldene Haar über das schmutzige Blondenpeignoir gestreut.

— „Ich — ich würde sagen, daß ich bei dir bleibe, Sali!" — sagte er wie tröstend.

Sie lächelte nicht darauf. Sie blieb in derselben Stellung, und sagte nur mit einer sehr dünnen Stimme, die so spitz und schrill klang wie ein Schlittschuhstreif auf neuem Eise: — „Ja, aber das ist gar nicht nöthig, Herr Florian Leonhardi. Gehen Sie nur zu Ihrer Braut und zu Ihrem Schwiegervater. Führen Sie die in Wien herum, und begleiten Sie dieselbe nach Steyr. Was schauen Sie mich so an? Verstehen Sie mich nicht? Du hast mir ja gesagt, daß du schon längst bestimmt seist für die Tochter des alten Fabrikanten aus der weißen Fabrik von Steyr. Zuerst, als du noch ein Kind warst, ist's die ältere Tochter gewesen; aber die ist dann zu Grund gegangen, ehe sie ihr Glück kennen lernte, und nun wird's die jüngere sein. Geh' hin. Ich gebe dich frei. Du weißt, daß wir uns auf Monate hinaus versagen wie die Sängerinen an der Hofoper. Und ich habe mich versagt, und kann dich hier nicht mehr brauchen. Du wirst deinen Schwiegervater und deine Braut heute noch auf den Stephansthurm führen, nicht? Um drei Uhr ist die beste Stunde..."

— „Aber, Sali..."

— „Nun, was ist's denn weiter, du Esel? Heirathen kannst du das Ding ja auch..., wenn du willst. Sie ist nur meine Schwester. Weißt? Meine Schwester! Ich bin die Rosi, die in der Stadt „nicht gut gethan hat". Jetzt geh' und heirath'. Aber das schwöre ich dir, daß ich noch vor der Hochzeit zu meiner Schwester

geh' und ihr sag': Du brave, gesegnete, scheinheilige, dalkete Gretl kriegst nur, was ich dir übrig gelassen hab'. Du heiratheſt meinen Geliebten — prahl' dich nicht!"

Florian mußte erſt nach und nach den Sinn dieſer ſchrecklichen Worte faſſen. Er, der geſunde Naturmenſch, fühlte ſich plötzlich bis an den Mund im Schlamme. Er ſah wie im Blitze, was er in der Abſatz-Sali geahnt, und was er heute in ſeiner Braut wiedergefunden hatte: die Liebe ſeiner Knabenzeit, die Schönheit ſeiner Jugend; es war dasſelbe Auge, dasſelbe Haar, ihm war jetzt, als habe er in der Sali nur ſeine Braut voraus geliebt. — Aber, o Gott! Er hatte die Schweſter ſeiner Braut geliebt! — Wie ein Höllenpfuhl blutſchänderiſcher Verworfenheit kam es über ihn, und er entſetzte ſich vor dem ſo geliebten Weibe, das ſich jetzt vor ihm erhob, und rief: „Na, haſt mich nicht verſtanden? Geh' doch und heirathe meine Schweſter, wenn du dich getrauſt, mich als Kranzeljungfer zu bekommen! Nicht wahr? du wirſt es jetzt fein bleiben laſſen? Denn ich laß dich nicht aus, und wenn es um mein Leben ginge! Ich laß dich ihr nicht, und wenn ich bis zum Papſt appelliren müßt'!"

Ihr unſchönes Geſicht zeigte ſich in ſeiner wahren Geſtalt, und ihr Haar flatterte ſchlangengleich durcheinander. Er wich entſetzt vor dieſem Gifte zurück, aber er war noch kein echter Franzl; er ſchlug die Kreatur nicht zu Boden und lachte über ſie hinweg, er zerknirſchte ſich nur im Entſetzen vor ihr, und ſein zertretenes Herz klagte ſie nur mit ihrem eigenen Namen an: — „Aber Sali... aber Sali...!" — Und er drückte ſeine Hände vor ſeine Augen und athmete ſchwer, als wenn er geſchluchzt hätte: denn der Abgrund iſt ſchrecklicher als die Hölle, der Fall entſetzlicher als die Folter.

— „Und nein! Und dich laß ich ihr nicht!" — rief die Sali mit zitternder Stimme. — „Mir gehörſt du jetzt, mir allein! Oder ich ſage deinen Eltern, was wir miteinander getrieben haben, wie du, der Träger ihrer Firma, deinen Namen mit Glasſplittern in's Geſicht geſchrieben bekommen haſt, und ich ſage deiner Braut, daß ich, ihre Schweſter, dich zu eigen habe wie einen Hund, hörſt du? Und das habe ich gewollt, vom erſten Augenblick an, wo ich gehört hab', daß du der Bräutigam von meiner Schweſter biſt, weil du der meinige

nicht mehr sein konntest, denn ich, ich war ja eine Hur' geworden! mir bist du bestimmt gewesen, mir, wir haben miteinander gespielt als kleine Kinder: mir war's bestimmt, in deinem Haus friedlich zu leben, Kinder zu erziehen für deinen Namen, mir die Hand küssen zu lassen und stolz zu sein. Aber da haben sie mich in die Stadt geschickt, um Manier zu lernen, in ein großes Haus, durch Protektion der Kammerjungfer. Und da habe ich geglaubt, weiß Gott wie gut ich bin und nobel gegen euch Landbagage, und doch habe ich mich auch so hoch gefühlt wie die Stadtbagage, an deren Tisch ich gegessen habe, und ich bin recht geliebt worden von den Offiziersgästen dieses Tisches, und bin so nach und nach in immer bessere Manieren hinein gekommen, bis ich meiner Herrschaft gleich gewesen bin: aber da hat's g'hapert, sie war von Adel, und ich war ein Bürgersmädel: sie kommt noch alle Tag' zur Hoftafel, und ich — ich bin jetzt beim Sperl. O, ich hab' wieder nach Hause gehen wollen: zuerst zu Fuß; aber da hat man mich gar nicht mehr in den Marktflecken hinein gelassen: mein Vater hat mich an der Grenz' erwartet und mich mit seiner Galle zurückgetrieben, und wenn ich hätte weiter kriechen wollen bis zur Mutter, hätte mich der Vikar an der Kirchenecke erwartet mit dem Weihwedel, mit dem man die bösen Geister austreibt. Und ich hab' doch sonst nichts angestellt gehabt, als daß ich „feine Manieren" gelernt hatte in Wien! O Fluch den Vätern, die ihre Kinder vom Lande in die Stadt schicken, damit sie städtisch werden, und die dann diese Kinder mit dem Fuß zurückstoßen, wenn sie... Ah, es ist schon gut. Das zweite Mal kam ich auf dem Schube heim. Aber der Vater ist ja reich. Er bezahlte die Polizei, und ich durfte nicht in unser Haus, und seitdem hat er nur eine Tochter, und die wird gesegnet, weil sie — daheim bleiben durfte, und mein Bräutigam ist auf sie übergegangen: aber ich, ich hab' mir ihn selber genommen, und du gehörst mir, du weißt es! Und ich juble darüber! denn sie soll jetzt voll Schande allein zurückkommen! Ist sie braver wie ich? Man hat sie ja nicht in die Stadt geschickt, in den Dienst, um feiner zu werden! Sie ist immer hinter dem Backtrog gestanden, und prahlt sich jetzt über ihre Bravheit, und wird gehätschelt, und du sollst ihr wie ein Pudel aufwarten und sie führen in dein gesegnetes Haus, während

ich...! Aber Gott sei Lob und Dank! Ich hab' dich früher erwischt! Gehörst du mir? Ja oder nein? Geh' doch hin und heirathe meine brave, verhätschelte, dumme Schwester, aber so wahr ich selig werden möchte, wenn es noch angeht — so wahr erzähle ich dem Alten und ihr, daß du schon mir gehörst — Alles! Erinnerst dich, Flori? Was? Wie? Nicht? Ehe, nicht wahr, die ganze Komödie war nicht schlecht — für eine Sperlmamsell! die man nach Wien geschickt hat, um feine Manieren zu lernen! — Und feine Manieren hab' ich, echte Wiener Manieren, das mußt du mir zugestehen — ein' Gauner wie's keinen zweiten gibt, dem man aufsitzen muß — was?! So und jetzt geh'. — Die Leut' warten schon auf dich. Der gute Vater und sein braves Töchterl, deine Braut. Geh' hin und sag', daß du keine Zeit hast, weil ich heute noch mit dir in's Gifthüttel zum Sperl gehen will; und das kann ich nicht mit meinem Schwager. — Wenn sich übrigens morgen mein Schwesterl noch getraut, dich zum Mann' zu nehmen, ohne sich vor der Blutsünd' und vor dem Herrn Pfarrer zu fürchten, na, so hab' ich nichts dawider. Frag' mich nicht, warum ich's gethan habe; aber ich hasse sie! Ich hasse meine Schwester, das sanfte Geschöpf, denn sie wird belobt, daß sie keinen Armen ohne einen Löffel Suppe vor der Thür läßt, und sie wußte, daß ich lebe, daß ich elend, daß ich verloren sei, und sie ist nicht gekommen, um mich mit ihren Nägeln aus dem Schmutz herauszuscharren, obwohl ich ihr zweimal um Hilf' geschrieben habe... Ich hasse die Emma, ich hasse Alle, die brav sein dürfen, ich hasse Alle, die von ihren Eltern geliebt werden, und vor Allem hasse ich Alle, die Bräute sind, und über Alles, Alles, Alles habe ich deine Braut gehaßt, Florian Leonhardi, mein einstiger Bräutigam! Und ich hätte sie gehaßt, auch wenn sie nicht meine Schwester gewesen wär': frag' mich nicht warum, niemals!! So. Und nun geh', und sag' ihr ab. Denn darum hab' ich dich so tief herabgezogen, daß du einer ehrlichen Ehfrau nicht wieder in's Gesicht schauen darfst, wenn ich ihr Alles erzähl'!... Ich hab' dich aufgemästet für das Fest, daß ich mich rächen kann, und ich habe mich gerächt: denn die Emma wär' glücklich geworden mit dir, wie jedes andere Mädel auch, weil du gut bist und brav warst; aber mir bist du einmal bestimmt gewesen als Kind, und du gehörst jetzt richtig mir — im

Schlechtesten, weil man mich zum Guten hat nicht wieder aufnehmen wollen aus Frommheit. So! Und jetzt nimm Abschied von deiner Braut: denn das sag' ich dir, sie erfahrt die Blutschand', wenn du dich bei ihr haltst: und nimm Abschied von mir, denn du schauderst dich ja zurück, wie ich seh'?!"

* * *

Der Florian ging an diesem Tage mit den beiden Landgästen nicht in der Stadt umher. Wie zerschmettert lag er auf dem Divan ihres ungemüthlichen Gastzimmers, und der alte, katholische, strenge Mann stand mit gerungenen Händen vor ihm, und die Emma hatte nicht zuhören dürfen, sondern nur erfahren, daß die Heirath Null sein müsse. Manchmal kam der Zimmerkellner in seinem rothfuchsigen Wiener Kellnerfrack, und schürte mit der Kohlenschaufel im Ofen. Draußen wirbelte der Schnee so eifrig, wie eine besorgte Menschenseele hoffnungslose Danaïdengedanken wirbelt.

Zuletzt nahm Florian Abschied. Wie er der Emma die Hand reichte, da sah er mit brechendem Herzen in ihrem Gesichte alle Züge der Absatz-Sali, aber nur im Guten. Es war dasselbe Auge, nur leuchtete eine andere Seele dahinter; es waren dieselben Lippen, nur dämmerte ein so gutes Lächeln um dieselben, und es war dasselbe Gesicht, aber eine Thräne, die sich langsam aus dem Augenwinkel stahl, verklärte es. Florian fühlte, daß er die gute Emma geliebt habe in der bösen Tänzerin; er fühlte es um so tiefer, weil er mitten durch seine Erkenntniß hindurch das Wort „Lebewohl" sagen mußte. Er hatte dem alten Herrn in's Gewissen geredet, und der wollte sein verlornes Kind wieder aufnehmen und bei einer Verwandten „wieder brav werden lassen". Daß man ebenso wenig „wieder brav" werden kann als Mensch, wie man als welke Blumenseele nicht mehr duften kann, daran dachte weder der Alte noch der Florian, daran denkt Niemand vom Land, der das Stadtgift nicht kennt. Das Laster ist ihnen fast immer nur der schlechte Ruf; und wenn so ein lasterhafter Bub' oder ein lasterhaftes Mädel zehn Jahre hindurch nichts mehr angestellt haben, d. h. wenn die Gevattern versöhnt sind und der böse Ruf aus

Mangel an Nahrung erhungert ist, dann glaubt man, blüht das Menschenkind wieder so schön auf wie früher. Aber an das denkt Niemand, daß Jesus Christus den Spruch vom bekehrten Sünder so gesagt hat, daß derselbe erst im Himmel wieder eine Freude der Engel sein wird.

Der Vater sandte seiner mißrathenen und verstoßenen Tochter einen Brief, in welchem er ihr anzeigte, daß sie zu einer Muhme, die für Geld jeder Verzeihung fähig war, zurückkehren dürfe, und daß sie nach der Besserung eines Jahres wieder zu den Eltern zurückkehren dürfe.

Die Absatz-Sali las den Brief im Negligé, mit halb abgedrehten Lockenwickeln; und sie fing bei der Lesung recht bitterlich an zu weinen. Aber sie weinte zornig: sie fühlte, daß jetzt die Verzeihung und die Heimkehr zu spät kamen für sie, und daß sie dieselben nur dem Florian verdanke, — „der mich los haben will!" — Welke Blätter duften niemals wieder, und welke Seelen hegen keinen edlen Gedanken mehr.

Sie spuckte auf den Brief, und sie war an diesem Abende beim Sperl oder beim Schwender die Ausgelassenste unter Allen.

Sie lachte mitten im Tanze darüber, daß sie noch einmal im Leben spinnen sollte, oder um sechs Uhr auf der Hausbank sitzend den Feierabend erwarten. Ihr Tänzer meinte, sie lache aus Liebe.

Da sie nach acht Tagen noch nicht zur Muhme kam, erkundigte man sich nach ihr. Aber die Absatz-Sali, alias Rosalia Weißhaus, hatte ihr Quartier verlassen, und man wußte ihre neue Adresse nicht.

Beim Vater daheim war ein unheimliches Sein eingekehrt: die arme Emma schlich herum wie ein Schatten; sie war so brav geblieben für ihren Bräutigam, und sie hatte ihn so lieb gefunden, nur um ihn für immer zu verlieren. Durch ihre Mutter hatte sie erfahren, wodurch. Frauen wissen einander Alles in Worte zu kleiden. Ein seltsames Element, gleich den Feuerflammen des Inceſt's, leuchtete über den einfachen Seelen dieses so strenggläubigen Hauses, und der Frieden und das Glück desselben wand sich wie ein ohnmächtiger, nicht ganz zertretener, aber lebensunfähiger Wurm unter dem Fuße der Tage und der Wochen.

Florian Leonhardi war nach Hause zurückgekehrt. Wien, die Stadt seiner ersten und größten Lust, erschien ihm jetzt wie ein Abgrund, der Alles verschlang: sogar die Kindheit! Und die Sali, seine

erste und beglückteste Liebe, erschien ihm wie eine wilde Phantasie, die ihm das echte Glück mit der stillen, frommen Emma gezeigt hatte, um es ihm im Augenblicke wieder erbarmungslos zu zertreten. Er arbeitete weiter, und im Wirthshause trank er sein Glas Bier, und machte seinen Lacher über den Branntwein-Trottel des Ortes. Aber das, was früher hellschimmernd vor ihm gelegen war, lag jetzt hinter ihm: das Glück und die Hoffnung und die unbenannte Freude auf den nächsten Tag. Die Berge selber wurden häßlicher dadurch und die Thalstille unheimlicher und die laute Fabriksarbeit wie ein Schmerz.

Zwei Jahre vergingen. — Eines Tages erhielt er aber einen Brief aus Wien. Er war auf grobes Papier geschrieben, und hieß so: „Herr Leonhardi, eine Kranke, welche Sali heißt, möchte Ihnen etwas mittheilen. Sie hat mir nichts gegeben, um den Brief zu frankiren. Sie liegt in unserem Spital der heil. X. im 3. Saale, im 15. Bette, und zeichne mich mit christlichem Gruße Schwester Porciuncula."

Der Florian kam nach Wien und in das Spital.

Die öffentlichen Krankenanstalten einer Großstadt sind viel trauriger wie auf dem Lande. Das Hospital einer Kreisstadt hat weniger Kostgänger, und läßt die Liebe leichter ein. Die feinen Unterschiede des Spitals in der Residenz und in der Provinz kann nur der beurtheilen, der sie durchgemacht hat. Jeder Mensch hat ein Entsetzen vor diesem Orte, wie er sich vor keinem fünfjährigen schweren Kerker entsetzen wird: damit ist nicht gesagt, daß man da lieblos behandelt wird, im Spital. Aber es ist schrecklich, unter ganz Fremden krank zu sein! Die Krankheit ist stets eine Rückkehr zur hilflosesten Kindheit. Und das Kind schreit erbärmlich, auf dem Arme der mildesten Wärterin, nach der vielleicht liebeleeren Mutter. Man ist gewöhnt, das Spital (in der Schriftsprache soll es eigentlich Hospital genannt werden) als einen fürchterlicheren Ort anzusehen, wie ihn selbst die Strohschütte einer Scheune dem Volksauge nicht fürchterlicher bieten kann. Und nicht die Pflege ist daran schuld, denn die barmherzigen Schwestern sind engelgleich geduldig und sanftpflegend, wie viele, viele wirkliche Schwestern und Brüder es nicht sind; und doch ist für den Erkrankenden das Spital ein Entsetzen.

Das Spital in der Stadt gleicht auch darin nicht dem Landspital,

daß es gleich jenem nur Arme beherbergt. Das Stadt-Spital beherbergt reiche einsame Greise, hohe Namen des Auslandes, die freundlos in der fremden Stadt erkrankt sind, den gefeierten alleinstehenden Künstler und das liebliche Kind, auf welches daheim eine Mutter harrt. Das Spital in der Stadt ist eine Wohlthat der Menschheit, vor der sich aber jeder einzelne Fremde entsetzt, wie vor einer prächtigen Gruft: man will im Sterben lieber vernachlässigt sein von den Seinigen, als wohlgepflegt von Fremden; die Liebllosigkeit ist da weniger bitter als die Einsamkeit, denn im Sterben schließt man keine neue Freundschaft. Und keine Thräne ist also so bitter, wie die, welche wir auf der Tragbahre weinen, sobald wir die Thore des großen Spitals hinter uns haben; die liebevollste Pflege, der freundlichste Arzt, die herzlichste Nachsicht erwarten uns da: aber alles Das ist schrecklicher, als wenn uns ein Jugendfreund auf die Strohschütte seiner Scheune hinaus verbannen würde; im besten Hospitale wird man zur „Nummer", und in der Krankheit und im Sterben hat der Mensch, der gewöhnlichste Mensch selbst, einen unwiderstehlichen Drang, eine Person zu werden: er klammert sich gleichsam an seine Individualität, die sich ihm am stärksten und kräftigsten in seiner Kindheit, in den unfaßbaren Banden des Blutes und der Freundschaft darstellt. Und so kommt es, daß das Spital die höchste Wohlthat ist, die den höchsten Undank erfährt: Es ist Christus, der Kinderfreund, den ein Kind ankreischt: Kreuzige ihn! Es ist Christus, der Heiler des Kranken, dem der geheilte Kranke nachruft: Er hat den Sabbath entheiligt! — Und die Diener und die Dienerinen des Spitals sind die echtesten Kinder dieses Heilands, wenn sie sanft und mild bleiben vor dem Kranken, der ihre Medizin abwehrt, und der beim Abschied nur die Erinnerung eines Fegefeuers mitnimmt.

Die langen Korridors der Wiener Spitäler gleichen Klostergängen: alte, schwarzgeräucherte Heiligenbildnisse hängen an frischgetünchten Wänden. Man glaubt hier in abgeschiedenen, weihwasserfeuchten Klöstern zu wandeln: aber doch sind es Gänge, die für Niemanden abgesperrt, sondern für Alle offen sind, die sich unglücklich und krank fühlen; diese strengen düsteren Klostergänge führen zu Einem allerechtesten Kloster, zu dem Herde der Barmherzigkeit, dieser schönsten Errungenschaft

der Bergpredigt. Die weiten Säle umfassen eine lange Reihe von Betten: und in jedem Bett ruht eine andere Krankheit, und in jeder kranken Brust stöhnt eine andere Sehnsucht, eine andere Reue oder ein anderer Trotz. Und dazwischen wandeln dunkle, stille Gestalten; sie sprechen nie laut, sie neigen sich nur tief über die Betten und flüstern überall hin einen Trost, eine Hoffnung, eine Besänftigung oder eine Verzeihung. Ihre Hand fährt leicht über die Kissen, und der Trank, den sie reichen, lindert immer. Manchmal haben diese Gestalten lange Controversen mit dem Arzte am Fußende eines Krankenbettes; der Arzt des Spitals nimmt die Krankheit stets nur chirurgisch oder medizinisch: sie tritt ja da dutzendweise auf, und er kann nicht anders. Aber der Krankenwärter und die Krankenwärterin halten den Arzt an auf seinem maschinenhaften Wege, und sie flüstern mit ihm über den Inhalt dieses oder jenes Bettes, und aus der Gattung wird da für den Arzt das Individuum: die Wärterin erkennt in den Nachtwachen stets die Wurzel der Krankheit, und sie eröffnet dem Arzte stets den Weg zur besten Heilung. Man hat einen berühmten Arzt mit Thränen in den Augen auf den Bericht einer Spitalswärterin horchen sehen, nachdem er den Kranken selber mit kurzem Prognostikon verlassen hatte.

Diese Wärter und Wärterinen tragen meist ein geistliches Kleid, aber sind nicht Nonnen und Mönche im eigentlichen Sinne; es bleibt ihnen aus echter Menschenliebe keine Zeit zum Beten, und sie dürfen auch die Keuschheit und die Absperrung der Sinne nicht einhalten: sie müssen unfläthige Phantasieen anhören, und sie küssen oft die Stirne sterbender Sünder.

* * *

In einem solchen Spitale lag die Absatz-Sali im Sterben. Das Spital ist gleichsam die Begnadigung der Sperldamen, ehe sie vom Ballfächer zum Besenstiele der Straßenkehrerin herabsinken. Und in keiner Stadt ist dieser groteske Uebergang so grell wie in Wien. In Paris und Berlin gibt es Sperldamen vom Mabille und vom Orpheum, die eine Art von Berühmtheit genießen in den futilen, leichtlebigen

Broschüren der leichtlebigen Feuilletonisten; kommt dann das Alter oder eine unheilbare Krankheit über die Rigolboche oder über die Pnuust, dann hat dort die Pietät der frivolen Erinnerung ein Recht und einen Bestand. In Wien ist das anders: die Sperldame, welche alt oder krank wird, ist wirklich zum Besenstiele verdammt: der gemeine Wiener erinnert sich wohl stets an sein „Nähtermensch", aber der Sperlwiener nie an seine Tänzerin.

In einem großen, weiten Spitalsaale, in welchem stille, nonnenhaft gekleidete Wärterinen zwischen den Sterbebetten herumgingen, lag die Absatz-Sali, die Invalidin der Freude.

Sie war nicht viel verändert von Gesicht, denn sie war nie voll gewesen; aber man glaubt nicht, wie entsetzlich ein gelbliches Krankenhemd, gelöstes, schweißklebendes Krankenhaar und die Krankenmütze, und das irre Lächeln der Hoffnungslosen ein Freudenmädchen verändern: es ist, als ob aus einem Kusse ein Biß geworden sei, aus einem Walzer ein Todtenmarsch, aus einem Kinderlachen ein greisenhaftes Mundschäumen. Es erbarmt und eckelt zugleich. Die Absatz-Sali hatte die Arme über die Bettdecke herausgelegt, starr, die Finger an einander geschlossen. Und sie sah diese Finger an, neugierig, als wollte sie den Eindruck ihrer Todtenfigur nehmen.

Da erschien der Florian an ihrem Bett: und die letzten eitlen Gedanken ihres vergangenen Lebens wandten sich von der Eitelkeit auf die Rührung, diese beiden Pole des weiblichen Gefühles; und sie fragte ihn, ob ihre Mutter gesund sei, sie erinnerte sich schon seit einigen Stunden an längstvergessene Spielwinkel ihrer Kindheit; vor Allem eine Ecke des Spielzimmers daheim stand klar vor ihren Augen, wie heller Wintersonnenschein über ihr lag; auch eine große Puppe, deren Nasenspitze farbenlos war; weshalb erinnerte sie sich an diesen Tag, an den Wintersonnenschein dieses Tages, an diese Puppe? weshalb wußte sie, daß sie in jenem Augenblicke ein grünes Schürzchen getragen hatte, und daß sie den Geschmack von Butterbrod auf der Zunge fühlte? Sie wußte es nicht, wie sie so wirrdenkend in ihrem Spitalsbette lag und auf den Besucher schaute, der sich mit leisen Trostworten und trauriger Miene an ihre Seite setzte.

Es war ein schöner Augustvormittag. Man hörte ganz leise das

Vögelzwitschern von draußen herein. Die Fenster waren aber erblindet und angelaufen von dem häßlichen Krankendunste, der das ganze Zimmer erfüllte. Dieses Conglomerat von Krankheitsstoffen, Essigdunst und Luftfäule legte sich wie ein Nebel auf jede Brust. Die Kranke lächelte plötzlich ganz verständnißinnig und sagte mitten in die tröstenden Erkundigungen ihres Besuchers hinein: — „Meine Leut' werden kommen, sagst du, Florian? Aber warum denn? Sie haben mich nicht mehr gern gehabt, weil ich schlimm geworden bin. Aber du hast mich gern gehabt, auch wie ich schlimm war; thut dir's leid?" — In seinem Herzen pochte etwas wie ein tiefer Schmerz, und er sagte ihr, daß er es nie bereut habe.

— „Aber ich hab' dir ja dadurch deine Braut wegstibizt, meine Schwester?"

Er sagte ihr wieder etwas Freundliches, und gab ihr endlich seine Hand in die ihrige, die so gelbdurchsichtig und wachsartig offen auf der Bettdecke lag. Ihre Finger schlossen sich um die seinigen. — „Recht hast," — sagte sie, und ihr Lächeln erstarb, und um ihren Mund zuckte es recht weinerlich. — „Fürchte dich nicht vor mir, ich steck' dich nicht an. Ich habe die Lungensucht, weißt?" — Sie schien jetzt aus ihren Fieberphantasieen zu erwachen, und schaute ganz anders als früher, und ihr Lächeln verschwand, und machte einem hilflosen Ausdruck der Angst Platz; eine herzzerreißende Schüchternheit der Scham röthete ihre gelben Wangen für einen Augenblick, und sie senkte ihr Angesicht auf ihre Brust herab, die unter dem groben Hemde zitterte wie im Fieber. — „O Herr Leonhardi," — sagte sie, — „verzeihen Sie mir; o Herr Florian Leonhardi, verzeihen Sie mir."

Er konnte sie nicht mehr lieb haben, seit er erwacht war aus seinem Rausche, und seit er in Emma das ewig verlorene Ziel seiner Liebe erkannt hatte; mit Abneigung, Groll und Schauder hatte er stets an die verlorene Sali gedacht, und mit tiefer Scham an die vergangenen Stunden der Vereinigung mit ihr. Aber eben ein Gedanke an jene Stunden ergriff ihm jetzt mächtig das Herz und wandte es ihm zur Vergebung und zum Mitleid. Es lag Etwas in dem schattenhaften Wimmern ihrer sonst so lauten Stimme, oder in der skeletthaften Zusammengesunkenheit ihrer sonst so beweglichen Gestalt, was ihn mit

jenem Schauer ergriff, den der Tod in ein Zimmer wirft, wenn er auch noch so fern davon vorüber fliegt.

— „Was soll ich dir verzeihen, Sali?" — sagte er und wollte ihre beiden Hände nehmen, und ein Drängen lag in seiner Stimme, als ob er alles Gute über sie ausgießen wollte als Trost. Aber sie entzog ihm die mageren Hände, um dieselben wieder zu falten mit der Hartnäckigkeit einer Kranken, die im lichtesten Augenblicke einem Kinde gleich an Einer Idee festhält wie an einem dumpfen Schmerze. War sie denn noch dasselbe Geschöpf, das ihn zuerst durch seine Unverschämtheit lockte, und durch ein Etwas, das noch niemals eine Frau ihm gegenüber je gezeigt? War dieses magere, gelbe Geschöpf mit den bittenden Knochenhänden, welcher das grobe Hemd über die spitzen Schultern herabfiel, dieselbe Tänzerin, die ihr Kleid zur frechsten Quadrillefigur präparirt hatte durch Schnitt und Höschen?

— „Nein," — zitterte sie. — „Nein, Herr Florian Leonhardi, Sie müssen mir verzeihen; Sie müssen mir sicher früher verzeihen. Ich habe Ihnen ja so viel Böses gethan. Und ihr auch. Aber ich konnte es nicht ertragen, daß sie so brav bleiben durfte und so glücklich werden konnte, wissen Sie. Sie ist immer zu Haus geblieben, und da war es keine Kunst, brav zu bleiben. Sie ist vielleicht so schlecht wie ich, aber sie ist nicht allein gekommen nach Wien. Verstehst du das? O Herr Florian, ich konnte es nicht ertragen, daß sie für nichts und wieder nichts von der Mutter und dem alten Herrn gepriesen und gesegnet worden ist, während sie mich nicht einmal vor's Haus haben lassen wollen. Und am wenigsten habe ich es ertragen können, daß sie dich bekommen sollte, der mir bestimmt gewesen ist. Ich hab' ein Recht gehabt auf dich, und so hab' ich dich genommen!"

Ihr Auge glänzte dabei nicht wild, sondern in Thränen. Ein seltsames Wunder machte dem Herzen Florians das Gefühl, als ob das hier seine Emma sei; und ein tiefes Liebesmitleid ergriff ihn. An einem Krankenbette überkommt uns manchmal Etwas wie eine Verwandtschaft mit allem Lebenden, was sterben will. Der Feind oder der Freund wird da zu dem allgemeinen „Begriffe des Nächsten" von Jesus. Es kommt über uns wie eine unbesiegbare, ängstliche Eile, etwas Versäumtes nachzuholen, eine Freundlichkeit, ein Wort oder einen Dank, oder

zum wenigſten eine Reuethräne. Und Florian nahm den häßlichen Krankenkopf zwiſchen ſeine Hände; er wußte nicht, was ihn aus demſelben heller anſchaute: die Züge ſeiner verlorenen, braven, geliebten Braut, oder das Lächeln vieler Liebesnächte, in denen er ſich für einen Gott gehalten hatte; er nahm den häßlichen ſchwachen Krankenkopf an ſeine Bruſt, und ſtreichelte die Wange und das wirre Haar, das aus der Krankenhaube ſtrohtrocken hervorſtarrte, und dieſe ſchmutzige weiße Haube ſelber. — „Ich hab' ja nichts zu verzeihen,“ — flüſterte er in ihrem eigenen, halb jammernden, halb ſchmeichelnden Tone. — „Ich hab' ja nichts zu verzeihen, Sali.“

— „O, Sie müſſen mir verzeihen, grad' Sie!“ — athmete ſie keuchend, und der Athem ſchwellte ihr ſichtlich den abgemagerten, lungenſüchtigen Hals. — „Denn Ihnen hab' ich ja mehr Böſes gethan als allen andern Menſchen zuſammen, weil ſie die Emma nicht heirathen konnten, und weil ich Ihnen das Wien ſo vergiftet habe, wie es mir vergiftet worden iſt.“

— „Aber Sali, aber Sali . . . !“

Die Kranke richtete ſich hoch im Bette auf, und indem ſie ihre Hände hartnäckig gefaltet hielt, legte ſie dieſe gefalteten Hände auf die Stirne des jungen Mannes, und alle ihre Glieder zitterten vom Froſt des Grabes, und Schweißtropfen, die aus der Angſt vor dieſem Froſte entſtanden waren, perlten über die wachsartige Stirne. Sie war ſo häßlich, denn der Tod ſaß in ihren heftig und kämpfend athmenden Naſenflügeln, und er ſaß in den gläſern glitzernden Augen, die ihren letzten Glanz ſammelten, ehe ſie brechen mußten. — „Wien, Flori, weißt, was das iſt für ein Geſchöpf vom Land, das noch keine Lieb' im Herzen und noch keine Gage in der Taſche hat? Ich hab' oft drüber nachgedacht, aber, ich mein', erſt jetzt hab' ich's g'funden. Wien, das iſt für das Mädelherz ein großer Saal von Auslagen bei offenem Himmel, die von hellem Gaslicht angelacht ſind: ſo viele Auslagen von Ballkleidern, die den wächſernen Docken ſo ſchön ſteh'n! Und was gibt es für das Herz von einem Mädel Schöneres als das Ballkleid — wenn es noch keinen Geliebten hat? — Und da wird man von den Eltern in die Stadt geſchickt, damit wir kochen lernen, oder damit uns eine reichverheirathete gnädige Frau, die in unſerem Markt ge-

boren ist, als Stubenmädel aufnimmt; es ist nur, damit wir einst als Bürgermeistersfrauen einen echten Stadtaufputz um's Rindfleisch geben können, wenn der Herr Pfarrer bei uns ißt. Aber für die Rindfleischgarnitur und für zwei französische Worte muß ein Landmädel oft ihr ganzes Leben zahlen in Wien. Ich habe in einem Herrschaftshaus für die Gnade des Mittagessens mein väterliches Haus verachten gelernt, aber eine Gräfin bin ich nicht geworden dadurch; nur habe ich gefühlt, daß seidene Kleider gut in die Hand fallen und rauschen, und daß mich der Herr Rittmeister lieber hat als er die gnädige Frau liebt, die bei uns daheim im Schloß geboren worden ist. Und so bin ich aus einer Wiener Landpomeranzen ein Wiener Früchtl geworden, ich bin von der Wiener Burgtheatergallerie bis in einen Sperrsitz hinabgesunken, ich bin von meiner gnädigen Nachbarsfrau aus neidischer Tugend auf der Stelle entlassen worden, ich bin eine Baronin und dann eine Fürstin geworden; dann aber hat mich Niemand mehr seinem Freund rekommandirt, und ich bin mir selber den Freund suchen gegangen zum Sperl. Schau, das Wiener Mädel ist nie so schlecht dran wie das Landmädel, Florian, das hab' ich mir in den letzten Tagen oft überdenkt: das Wiener Mensch lernt die Schlechtigkeit gleich in ihrer wahren Gestalt kennen, und wenn's ein Stückerl Bravheit in sich hat, bleibt's brav. Aber die Dirne vom Land, die als Bürgermeisters- oder Postmeisters- oder Kaufmannstochter, oder ein Sohn von da, der nach Wien kommt, das Mädel um Manier zu lernen, und der Sohn um zu studiren, die sein schon verloren. — Ja, und da denkt man sich: wenn ich im Seidenkleid nach Haus komm', oder mit einem Grafen in einem und demselben Wagen durchfahre, wie da die Bürgermeisterin schauen wird! Und der Meßner läut' vielleicht die große Glocken! — Man achtet ja zu Haus schon Jeden, der alle Tag die „Wiener Zeitung" kriegt...! Und weißt, dann denkt man sich das Erstaunen daheim; die Bürgermeisterin selber hat nur Ein Seidenkleid, und das hat sie sich von ihrer Mutter überändern lassen..."

Die Kranke fing an, verächtlich zu lachen; ihre wirbelnden Gedanken triumphirten über die Bürgermeisterin daheim: dann erlosch ihr Lachen in einem müden Ausdrucke, sie schloß die Augen und ihr Kopf sank zurück in das blaugestreifte, steife kleine Kissen.

— „Sali!" — rief Florian in ihren Mund hinein — „Rosi!..." — Und wie Bienengesumme berührte die Kranke der Ton aus schöner Zeit. Sie erwachte jäh, und ihre Gedanken wirbelten wieder genau von dem Orte fort, wo sie erstarrt waren: — „Ja," — sagte sie immer leiser, — „und dann haben die jungen Männer in Wien die Haare so glatt geschmiert und der Schnurbart riecht so gut. Bei uns sind sie so dumm. Das ist auch schuld. Und dann sieht man die Französinen den Cancan tanzen, und das trifft man ja auch — und man sieht, wie große Herren sich vor ihnen niederknieen, und das kann man auch haben, und man denkt zuerst: die werden zu Hause schauen! O, Herr Florian, verzeihen Sie mir! O, Herr Florian, verzeihen Sie mir! Und heirathen sie meine Schwester, ja? O ja, o ja!" —

Die Absatz-Sali fiel in die Kissen zurück, und Florian fing an bitterlich zu weinen; seine ganze Seele schüttelte und schauerte sich vor Gott, vor seiner Vergangenheit, vor diesem Augenblicke. Er gab sich alle Schuld, und der Stadt und einem Dinge ohne Namen. Er wollte die Kranke trösten, aber die hörte nichts mehr. Eine Wärterin kam und betreute sie. Und Florian bat um die Erlaubniß neben dem Bette sitzen bleiben zu dürfen. Und er sagte, daß die Eltern der Kranken noch heute kommen würden. Die Nonne schaute ihn mit einem milden, traurigen und klaren Blicke an. Sie hieß Schwester Lubina, und war in's Kloster gegangen, weil ein geliebter Mann sie am Traualtare verlassen hatte für eine reiche Correspondenzwittwe aus dem Tageblatte, die selbst ihren Erben zu schlecht war.

Wie die Sonne in purpurnen Abendgluthen durch die krankheitsdunstigen Fenster leuchtete, sage die Wärterin: — „Sie fängt schon an zu zittern und zu schwitzen. Der Tod ist sehr schwer!" — Und er nahm die Wärterin zitternd bei der Hand und sagte athemlos: — „Und ihre Schwester ist nicht da. Und ihre Eltern auch nicht!"

Die Schwester schaute ihn wieder an und sagte: — „Aber Sie sind ja da... Sagen Sie ihr etwas Gutes..."

— „Ich? Ich? Mein Gott, ja... Aber was?" — athmete Florian leise. Nur die Liebe weiß zu Sterbenden zu sprechen: das bloße Mitleid oder die Pietät der Erinnerung sucht stets nach Worten; und wenn sie Worte finden, so sind es Worte, die dem Sterbenden sagen:

„Der Tod in deiner Bruſt iſt mir Alles, du aber biſt mir nichts.“ Und ſo fragte Florian jetzt: — „Etwas Gutes ſagen? Ja, aber was?“ — Und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen des Erbarmens. — „Sie iſt doch ihre Schweſter!“ — murmelte er zu ſich ſelber. Die Sali öffnete jetzt plötzlich ihre Augen, und ſchaute Florian an. Sie hatte ſchon früher mit ihm geſprochen, aber erſt jetzt ſchien ſie ihn zu erkennen. Der Tod ſcheint Alles licht zu machen um ein Sterbebett, ſo daß die Luft das Geſicht ihrer Genien bekommt für den Sterbenden, und das Herz der Menſchen ihnen offen daliegt wie ihr eigenes. — „Florian!“ — ſchrie ſie jäh auf, voller Freude, ſo ſchrill, wie nur halberloſchene Stimmen ſchreien können: — „Florian, du biſt da, Sie ſind da, Herr Leonhardi, o ich küſſe Ihnen tauſendmal die Hand! Er iſt da... er iſt da bei mir...“

In dem Nachbarbette warf ſich eine kranke alte Geſtalt ſtöhnend herum. — „Schon wieder Eine, die ſtirbt!“ — murmelte das zahnloſe Weib. — „Sterben denn hier Alle?“ — Die Wärterin wandte ſich zu ihr, und ſuchte ſie durch Fragen zu zerſtreuen. Florian nahm die magere, aufgerichtete Geſtalt, an der das Hemd ſchlotterte, in ſeine Arme. Ach! wie oft hatte er dieſes Weſen in ſeinen Armen gehalten, lachend, vom Weinrauſche in einen Liebesrauſch verſinkend. — „Oh, Sali, jetzt iſt dir beſſer!“ — murmelte er.

— „Nicht wahr? Der Vater kommt gewiß, und die Emma auch...“

Sie ſchaute ihm in die Augen, obwohl ſie dazu ihr Geſicht von dem ſeinigen wegbringen mußte. — „Und... und ihr verzeiht mir Alle?“ — ſagte ſie, mit jenem ſchnarchenden Röcheln in der Stimme, die den mit der Epilepſie Behafteten und den vom Tode Ergriffenen gleichmäßig iſt. — „Alle verzeihen? Der Vater hat mich nicht mehr nach Haus nehmen wollen, weißt du? Und die Schweſter hat geglaubt, daß ſie deine Frau wird, und du, du haſt mir nie was gethan, nur immer Liebes und Gutes, und du haſt mir eine Weile hindurch geglaubt, daß du mich gern haſt, und ich, ich hab' das nur gethan, weil ich dich meiner Schweſter nicht gegönnt hab', weil du mir ſchon früher beſtimmt geweſen biſt, weil ich nicht ertragen konnte, daß daheim eine Hochzeit ſei mit dir, der ſo hübſch und gut in meinen Weg trat. Florian, du haſt mich auch ein biſſel gern gehabt, nicht wahr?“

Florian sah mit Entsetzen, wie die Lippen der Sali blau wurden und ihre Augen wie mit Mehl entglanzt. Er öffnete den Mund, er wollte antworten. Aber die Sali ließ ihm nicht Zeit, sie zog ihre Hände wieder von ihm zurück, und sagte hastig, eilig, mit einer Stimme, die gar nicht mehr die ihrige war, mit einem durstigen, lechzenden Ausdrucke in ihrem knochigen Gesichte: — „Nein, ich weiß, Herr Leonhardi, Sie fürchten sich, mich anzugreifen. Aber ich bin nicht krank, daß ich anstecke; Sie müssen freilich glauben, daß es so ist. Aber ich habe die Lungensucht, wissen Sie? Da kriegt man nur keinen Athem, und die Leute können uns dabei die Hand geben ohne Angst. Sie halten mich aber für vergiftet. Was können Sie auch Anderes glauben? Aber ich habe noch mit Ihnen reden wollen. Ich habe ihnen sagen wollen, daß ich nichts dafür gekonnt habe. Wo wollte ich nur gleich anfangen? Ja..."

Sie athmete schwer. — „Sali!" — sagte er, und er zitterte vor Angst. — „Kannst nicht aufstehn? Du solltest weg von hier! Dein Vater hat dir ja verziehn, ich habe ihn darum gebeten; wir haben dich nur nicht mehr gefunden. Er will dich wieder zu Hauf' haben. Ich hab' ihn herbestellt. Wenn ich nur die Emma heirathen könnte, dann wär' ja Alles gut. Du wirst dich zu Hauf' erholen. Es ist so schön in dem Gartel. Weißt, du hast dort immer das größte Beet für dich haben wollen. Mein Gott, mein Gott, kannst nicht aufstehen, Sali? Es wär' so gut, wenn du mit mir nach Haus fahren könntest. Sie, Wärterin! wo ist denn die Wärterin? Du könntest der Emma sagen, daß sie mich doch gern haben darf. Was soll ich denn thun? Warum lachst du denn so? Ist dir besser?"

— „Da daneben liegt eine Kupplerin," — sagte die Sali, ganz wirr in einem schrecklichen Lächeln mit weißen Zähnen. — „Die stirbt sicher nicht. Ich kenn' sie gar gut. Thu' mich aufrichten, denn ich athme besser, wenn mich Jemand im Sitzen haltet. Ja. Nach Hauf'? Ich werd' dir sagen, was dran schuld ist: Wien. Weißt du, wie Wien ist, wenn man vom Land kommt? Aber es ist ja ganz unschuldig zuerst; nur die Auslagen sind schön: vorerst am Graben! Wir haben ja nie solche Kleider gesehn! Und die Wachsdocken drinnen, von denen glauben wir, daß wir grad' so ausschauen müßten wie sie, wenn wir so angezogen wären. An den ersten Tagen denkt man nur: wenn die zu Hauf' das auch sehen könn-

ten! Dann denkt man sich: wenn die mich so aufgeputzt sehen könnten! In den Auslagen am Graben, da ist Alles viel heller und viel schöner wie am Tage. Es ist Alles, der ganze Putz so strahlend licht, als wenn man davon träumen möchte, in der Christnacht, wo man auch im Schlaf Alles voller Christbaumkerzen sieht. Und man denkt sich: wenn ich so was an mir hätte, würde sich jeder Graf in mich verlieben. Denn die Grafen sind für uns noch sehr große Thiere, wenn wir nach Wien kommen, denn wir kennen sie nur als Gutsherrschaft, vor der selbst der Pfarrer sein Buckerl macht. Und bei den Auslagen stehen neben uns seidene Damen, und wir dürfen Alles grad' so anschauen wie sie, und — dann sagen uns die andern Stubenmädeln, daß man leicht Gräfin wird, wenn man Theater spielt, oder auch manchmal, wenn man zum Sperl oder in den Dianasaal geht: da ist's noch sicherer, sagen sie, aber es dauert nicht so lang. Da denkt man dann an die Pfarrersnichte, an die Bäckerleni, an die Schmiedmeister-Rosi, die nur Bauernbuben zum Liebhaber haben, und was die sagen möchten, wenn man dann zu Hauf' käme von Wien; da erzählt man vom Opernhaus, und daß man an den Kaiser angestoßen ist in Schönbrunn, und zuletzt, daß ein Graf mein Geliebter ist, so ein wirklicher Graf, wie auf unserm Schloß wohnt, und man zeigt seine Photographie, und hinten hat er selber was darauf geschrieben. — Das Gefährlichste für ein Landmädel in Wien ist die Erinnerung an ihre Heimat — dort prahlt sich ja Alles, und man will sich mehr prahlen als Alles. Unser Vater hatte uns hergeschickt, um Kochen oder Bildung zu lernen. Das Kochenlernen im Kloster daneben ist recht verrufen, und so schickt uns unser Herr Vater Bürgermeister kochen lernen zu einer Gräfin in Wien... Kochen und gebildet sein, ist uns reichen Landtöchtern ja nöthig..."

Die Sali fing zu lachen an, legte sich wieder in ihren Polster nieder, und in ihrem Halse arbeitete der Athem wie ein Dämon, der unter der Priesterbeschwörung aus dem Leibe eines Besessenen loszukommen sucht. Florian wollte sie wieder aufrichten, aber sie war steif wie Holz. — „Wenn nur der Vater oder die Schwester da wären!" — murmelte er außer sich. Und er verließ ihr Bett, und packte eine Wärterin an den letzten Saalbetten, und sagte: — „Was ist nur zu machen? Sie redet so viel, und kann doch kaum athmen!"

Die Schwester ging mit ihm an das Bett der Röchelnden, und sagte: — „Es gibt Leben, die nicht sterben können, ohne Alles zu sagen, was ihr Herz noch drückt. Es sind das meistens Gebirgsnaturen. Ihre Beichte ist das Sterben. Die Arme da! Sie hat noch keine Ruhe, obwohl sie schon „versehen" ist."

Die Sali richtete sich wieder jählings auf. In ihrem Halse arbeitete es fürchterlich. Ihre Hände suchten nach einem Halte, und faßten die barmherzige Schwester und Florian zugleich. — „Wien!" — röchelte sie. — „Wenn sie uns nur nicht herschicken würden, um Kochen zu lernen oder Bildung in Häusern, wo man Bediente hat... Da sind Alle so stolz auf Liebhaber, und man wird verachtet, wenn man keinen Grafen kriegt, und man will Etwas haben, daß die zu Hause uns anstaunen. — Die Grafen geben immer wenigstens ein Seidenkleid, und sie schreiben auf die Photographie etwas darauf, und im Schloß zu Hause, vor dem der Vater zittert, ist auch kein anderer! O, o, o, sagt dem Vater, er soll mich daheim lassen... ja? Ich habe von Wien geträumt, und soll jetzt so schnell sterben und zur Mutter kommen."

— „Sie stirbt!" — wimmerte Florian aus Angst vor sich hin; denn die Beine der Sali streckten sich unter der Decke strenge aus, und ihre Hände fingen an, an dem Oberbette zu kratzen. Und ihre Augen suchten die Züge Florian's gleichsam zusammen. Eine Wärterin war auf den Ruf Florian's herbeigetrippelt, und sagte: —„Ich will sie noch einmal versehen lassen!"

Der Tod wirft Liebe in jedes Herz an einem Sterbebette, er macht die Blicke der Umstehenden zu Armen, die den Fliehenden festhalten möchten, und läßt das Zimmer, so traurig, groß, elendgefüllt es auch immer sei, immer dem Vorhofe des Himmels gleichen, den Jesaias gesehen hat, und in welchem man das Rauschen von Engelsflügeln vernimmt: die Kranke faßte mit ihren elfenbeingleichen harten und gelblichen Armen den jungen Mann um den Hals: —„Weißt, warum ich es gethan hab'?" — zischelte sie, ihre Stimme hatte keinen Athem mehr, nur noch den Klang der Seele: — „Ich wollte dir's nicht sagen. Weißt warum ich dir meine Schwester nicht gegönnt habe? Weißt, warum ich Alles gethan habe? Weil ich in meinem ganzen Leben

Niemanden lieb gehabt habe als dich. Die Grafen nicht, die Tänzer nicht. An dich hab' ich gedacht am ersten Wiener Tag: wenn mich der schlimme Flori in so einem Seidengewandl sehen könnt'! Und um so ein Seidengewandl zu kriegen, bin ich dann schlecht geworden, damit meine Mitmenscher nichts vor mir voraus haben sollen: und wie ich am ersten Tag drüber geweint hab', hab' ich wieder an dich gedacht. Und wie ich dich dann wiedergesehen hab', da hat Alles in mir geschrieen: das ist mein Rechter! Und darum hab' ich Alles gethan. Ich hab' dich so gern haben müssen! — Und weißt, weißt, ich möcht' nicht gern nach Wien, um kochen zu lernen, und Bildung: meine Mutter kann so gut kochen und war nicht in den Wiener Herrschaftskucheln, und sie ist so brav und gut, und war nicht Stubenmädel — nur der Vater ist so dumm und stolz, und sagt: das Mädel ist reich, sie soll nach Wien, was lernen... Ich will nicht nach Wien, hörst? Sag's... dem... Vater... Ich möcht' gern deine Frau werden... hörst?..."

* * *

Die barmherzige Schwester betete bei der Leiche ihr Vaterunser, und sie trug selbst das Wasser herbei, um die Todte zu waschen.

Florian weinte eine Weile bitterlich und wie versöhnt. Vielleicht dachte er daran, daß er Emma vielleicht jetzt heirathen dürfte. Der Augustabend sank über den Kirchthürmen der Vorstadt langsam in ein lichtloses, graues, stets höher steigendes Dunkel unter.

Ein Leben unter tausend Wiener Leben war zu Ende. Es handelte sich nur noch um die Frage, ob Florian das Leichenbegängniß in irgend einer Klasse einrangirt haben wollte, oder ob das offene Armengrab gut genug sei für die Nummer des Spitals, die so lange das beste vis-à-vis gebildet hatte für die Fiakermili.

Am Friedhofe.

In den Wiener Zeitungen stand die Trauerkunde, daß eine fremde, eben in Wien anwesende Prinzessin gestorben sei: noch ganz jung, und sie hinterließ unmündige Kinder! Und Kinder, welche in zarter Jugend Waisen werden, haben stets eine düstere Lebensbahn vor sich, mögen sie auch noch so reich, so gesegnet und gehätschelt sein. Sie werden kälter und härter als andere Menschen, und scheuer. Ihr Aplomb ist nie der des Vertrauens, sondern nur der des Selbstbewußtseins.

Die arme, junge, fremde Prinzessin war also todt. In allen Wiener Zeitungen stand die Biographie, dann die Beschreibung der Krankheit, dann die Beschreibung der letzten Augenblicke.

Am folgenden Tage brachten die Blätter die Beschreibung der Einbalsamirung, der Ausstellung und die Details des Katafalks, sammt der Anzahl der Schleifen und Lichter.

Die Abendblätter brachten rührende Züge aus dem Leben der Verblichenen.

Am abernächsten Morgen las man unter den „vermischten Nachrichten" Details aus ihrem Testamente, wie sie für ihre Diener gesorgt und der Kirche gedacht habe. Nachmittags fand der Leichenzug statt.

Es war ein stattlicher, ein pompöser Zug, der durch die unübersehbare Zuschauermenge noch großartiger gemacht wurde: denn das Regellose, welches das Regelmäßige umwogt, erhöht die Größe und die Würde desselben. Reiter mit Trauerfahnen, mit Windlichtern, mit Insignien, Trabanten mit Wappenschildern und Flören, dann der Todtenwagen mit den wehenden Trauerbüschen, unter welchen ein lachender Blumenhügel nach dem Takte des Wagenkollerns hüpfte und tanzte, dieser Hügel von Frührosen, Maiglöckchen, Flieder, Vergißmeinnicht und Treibhausblüthen war von breiten prächtig-schweren Bändern durchzogen und umweht; diese schweren Bänder hatten schwere goldene

Franſen und mit goldenen Buchſtaben war der Name der Spender (Vereine und Akademieen) darein geſtickt. Und unter dieſer Blumen- und Seidenpracht konnte man den Sarg vermuthen. Dann folgten die Wägen; Wägen mit glänzenden Uniformen, mit ordensgeſchmückten Röcken und mit ſchwarzgekleideten Damen. Und hinter den Wägen ſchloß ſich wieder ſtrömend das Volk wie hinter dem iſraelitiſchen Zuge die Wellen des rothen Meeres.

Ich betrachtete mir das Leichenbegängniß von dem Quartiere eines alten Muſiklehrers aus, welcher in einem „allerhöchſten" Kabinetchen in der Nähe des Operntheaters wohnte. — „Ein ſchöner Conduкt," — ſagte ich. — „Die Trauer iſt bei Aufzügen faſt impoſanter als der Jubel."

— „Ja," — ſagte der alte Muſikmeiſter. — „Ich ſehe faſt alle Leichenzüge dieſer Gegend an meinem Hauſe vorüberziehen. Da gewöhnt man's."

— „Aber es gibt nicht viele ſolcher Leichenzüge im Jahre."

— „O, mehr als Sie glauben. Es ſtirbt ja doch faſt allwöchentlich Jemand, der ſchon einmal in der Zeitung genannt wurde."

Ich fand den Sinn dieſer Rede nicht heraus, und verſuchte es auch nicht, denn meine Gedanken zogen dem lachenden düſteren Blumenhügel nach. Und die Muſiktöne des Todtenmarſches vibrirten in getragenen Phraſen durch das Menſchengeſurre zu uns zurück.

Am nächſten Tage brachten die Blätter die Beſchreibung der Leichenfeier, noch eine Woche ſpäter einzelne Anekdoten aus dem Leben der Todten, und die illuſtrirten Blätter, auch das Bilder-Witzblatt „Inſekt" brachte ihr Bildniß, dann

Dann ſtarb ein berühmter alter Schauſpieler, auf deſſen Tod man ſchon gar nicht rechnete, da der Tod ihn vergeſſen zu haben ſchien. Und wieder begannen die Zeitungen mit der Todesnachricht, fuhren mit der Krankheit und der Aufbahrung fort, dann kam die Biographie, dann ein Verzeichniß ſeiner Rollen, dann Anekdoten aus ſeinem Leben, dann rührende Züge daraus, und das „Inſekt" brachte ſein Bildniß. Dazwiſchen hinein fand der Leichenzug ſtatt, ein Zug, ſo impoſant wie der letzte, nur war der Sarg von einem ganzen Wald von Lorbeeren überdeckt, welcher im leiſe herabrieſelnden Regen klagend rauſchte, und von den einzelnen Kränzen riefen die breiten Seidenbänder wieder mit Goldbuchſtaben die Namen der Spender — Vereine und Schulen.

— „Kommen Sie recht bald wieder!" — rief mir der alte Muſikmeiſter nach, als ich mich empfahl.

— „Gewiß, gewiß."

— „Uebrigens ſehe ich Sie ſicher wieder, ſobald ein in der Zeitung annoncirter Leichenzug ſtattfindet, der hier vorbei gelangt."

— „Oho, Sie glauben doch nicht, daß uns ſobald ſchon wieder eine

Größe stirbt, von der die Zeitungen reden, und deren Conduct absonderlich geschmückt ist?"

— „Aber jedenfalls. Schon dem „Insekt" zu Liebe muß allwöchentlich mindestens ein bekannter Name sterben! Und stirbt keiner, so wird der nächstbeste Todte schnell renommirt gemacht."

* * *

Die Sammlung für ein Denkmal des großen Künstlers war noch kaum eröffnet, als ein bekannter Arzt starb. Die Leichenceremonieen wiederholten sich: in allen Vereinen und Akademieen wurde gesammelt auf Blumenkränze und auf goldgestickte Seidenbänder, damit die Welt den Geber erfahre. Das „Insekt" brachte sein Bildniß, die Zeitungen die Biographie und die Anekdoten, und endlich wurde die Subskription auf eine marmorne Grabtafel in medizinischen Kreisen begonnen.

* * *

Ich pflege sonst nie Zeitungen zu lesen, da ich einst an Politik erkrankt war. Ich muß aber gestehen, daß ich von dieser Zeit an täglich einen Blick in die Wiener Zeitungen warf, denn es kam mir nun schon ganz natürlich vor, man müsse allwöchentlich den Nekrolog einer Wiener Berühmtheit darin finden. Vordem hatte ich mich auf diese Nekrologe stets erst aufmerksam machen lassen. Aber jetzt! Du lieber Gott, jetzt war ja eine wahre Epidemie hereingebrochen über große Namen! In den drei Wochen, welche ich in Wien zubrachte, reichte ja ein Wehruf in den andern hinüber! Ich fing also an, die Zeitung täglich nach einer dahingeschiedenen großen Persönlichkeit zu durchforschen. Und — schrecklich zu sagen — ich fand da täglich einen neuen Namen! Ich traute in den ersten Tagen kaum meinen Augen. Täglich, täglich war in Wien ein großer Mann gestorben, dessen Nekrolog und Anekdoten noch nicht beendet waren, als auch schon eine neue Todtenbiographie einer neuen unersetzlichen Größe erschien. Und stets ist ganz Wien „erschüttert", und stets Kränze mit goldgestickten Seidenbändern von allen Vereinen und Akademieen, um den berühmten Mitbürger zu ehren, und stets ein unübersehbarer Menschenschwarm, der sich am Wege sammelte.

Freilich muß ich gestehen, daß mir die meisten, ja fast alle Namen dieser berühmten Todten fremd waren, obwohl ich doch die deutschen Coryphäen der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie und des Han-

dels so ziemlich alle zu kennen glaube — dem Namen nach. Es mußten also spezifisch Wiener Berühmtheiten sein; aber wenn es wirklich so große Leute waren, so hätte man doch meinen sollen, daß ihr Name wenigstens im Kaiserstaate ein manchmal genannter gewesen sein sollte?

In dieser Zeit begegnete ich den guten alten Musikmeister, wie er von einer Probe im Opernhause kam, in dessen Orchester er eine Stelle einnahm.

— „Sie kommen jetzt gar nicht mehr!" — sagte er.

Ich lachte halb. — „Ich will Sie nicht tagtäglich belästigen, verehrter Herr; da Sie nämlich selber behaupten, ich käme nur bei Gelegenheit von ergreifenden Leichenzügen. Und die sind ja jetzt täglich!"

— „Aber das waren sie ja immer."

— „Ja, nur merkte ich nichts davon, da ich die Zeitungen nur dann las, wenn man mir's anrieth eines interessanten Todesfalles wegen. Aber jetzt, jetzt lese ich sie, und... Ach, das arme, arme Wien! Täglich verliert es einen großen Mann, einen edlen Beamten, einen berühmten Industriellen, einen unsterblichen Banquier, einen unersetzlichen Führer. Die Akademieen und die Vereine und die ganze Bevölkerung kommen aus der Erschütterung nicht heraus. Das arme, arme Wien...!"

Der alte Musikmeister lachte mit seinem feinen, faltigen Munde und zog mich auf eine der Geh-Alleebänke nieder, da eben ein prächtiger Frühjahrstag glänzte in seiner duftreichsten und schwellendsten Sommerahnung.

— „Mein liebes Kind!" — sagte der alte Mann, indem er seine dünnen Hände behäbig auf seinen Stock stützte, — „sagen Sie mir einmal, welche waren denn die zuletzt gestorbenen großen Männer?" —

— „Ich — die Namen — ich habe die Namen vergessen, verehrter Herr. Und ich muß übrigens in der That gestehen, daß sie mir vor ihrem betrübenden Ableben ganz unbekannt gewesen sind. Es müssen also spezifisch Wiener Größen gewesen sein; aber was für Männer waren das dennoch, deren Tod die ganze Journalistik, alle öffentlichen Institute und Genossenschaften so auf's Tiefste erschüttern und so in Aufregung bringen konnte!"

— „Ja," — sagte der Meister nickend. — „Aber auch nur deren Tod. Alle diese „Berühmtheiten", wie Sie sie nennen, waren bis zu ihrem Tode den Wienern ebenso wenig bekannt, wie Ihnen oder wie mir. Man hörte wohl ab und zu einen dieser Namen nennen, als den eines braven Bürgers, eines guten, redlichen Beamten. Wer sind alle diese Todten? Hofräthe, die kein Wässerchen getrübt haben, Handelsleute, welche mit Glück Geschäfte machten, Fabrikanten, welchen es

möglich wurde, jährlich eine neue Fabrik zu bauen und um tausend Arbeiter mehr zu besolden (jedenfalls nicht aus purer Menschenfreundlichkeit), Professoren, welche eben ihre Schüler nicht geradezu aufaßen bei der Prüfung und im Vortrage. Aber über das begrenzte Rayon ihres Wirkens drang weder ihr Name noch ihr Leben. Man sollte denken, ihr Tod müßte ihren Unterbeamten, ihren Schülern, ihren Arbeitern recht wichtig sein, sie würden den Leichnam anständig, reich sogar begraben und beklagen und Alles, und die große Stadt habe dabei nichts zu thun... Es ist noch kein halbes Jahrhundert verflossen, da meldete man in den Wiener Zeitungen den Tod der größten Männer Wiens mit einigen trauernden Zeilen. Der Nekrolog folgte nach, gewöhnlich zuletzt noch ein schlechtes Gedicht. Wenn der große Poet, der große Künstler, der große Gelehrte oder der große Führer so dalag auf seinem Paradebette, da erschienen seine Freunde, seine Schüler, seine Untergebenen oder seine Verehrer, und manche fromme Hand legte manchen prächtigen Kranz auf den Sarg — aber ohne Adresse. Das war für die großen Männer. Und jetzt? Wenn Einer eine höhere Stellung einnahm, in welcher er eben kein Dummkopf oder kein Betrüger war, dann wird sein Tod in Wien zum Signal einer Nänie, einer Todtenklage. Alle Zeitungen füllen die Spalten damit. Täglich liest man da in fetter Schrift: „Thimotheus Müller — †" oder „Ludwig Maier — †". „Wer ist dieser Müller?" fragt ganz Wien. „Wer war dieser Maier?" Und da liest man denn, welch' herrlichen Mann die Stadt verloren hat, den besten Bürger, den kühnsten Erfinder, den wohlthätigsten Maschinenbauer, den weisesten Professor, oder den patriotischesten Beamten. Man liest, wie seine Arbeiter verzweifeln, seine Untergebenen ihre Entlassung einreichen aus Trauer, seine Schüler protestantisch werden wollen, oder seine Bedienten Selbstmordversuche machen. Und man liest in allen Zeitungen, wie er in der Schule stets der Prämiant gewesen war, wie er als Kind gern Sandbänkchen gebaut habe, wie er als Mann irgend ein tiefgefühltes Werk geschrieben habe. Man liest stündlich breiter und ausführlicher. Denn die Zeitungen sind neidisch aufeinander, und eine will mehr wissen und genauer unterrichtet sein als die andere. Und nun weiß der Leser endlich, welch' entsetzliche Lücke in unser Staats-, in unser bürgerliches Leben gerissen wurde. Die Gesangvereine, die ästhetischen Vereine, die praktischen Vereine sammeln sich zusammen, man räth, schlägt vor, öffnet die Börsen, man gibt mit vollen Händen; denn wenn ein solcher Mann stirbt, eine Zierde unserer Stadt, dann müssen wir uns als echte Bürger zeigen, unser Verein muß zeigen, daß er wirklich ein Verein ist, der — kurz, welcher überall dabei ist, wo —! Aber schön muß der Kranz werden! Schöner muß er sein als der aller unserer Nebenbuhler-Vereine, und wenn wir uns

ruiniren! Und recht dick mit Gold gestickt muß unser Name auf dem Bande sein, damit die ganze Welt weiß, daß er von uns ist!" — So heißt es in allen Vereinen. Und die Studenten kommen eine Stunde früher in die Vorlesung, und stacheln einander auf mit begeisternden Reden: „Die Studentenschaft muß auch hier zeigen, daß —!" 2c. Und alle diese Leute folgen ihren Kränzen, und „rühren" sich beim Leichenzuge wirklich in die Stimmung, einen großen Mann zu geleiten, damit sie wenigstens die Unkosten einbringen. Und die Journale, selber erstaunt und gerührt, lassen nun eine pomphafte Beschreibung des Leichenzugs folgen, und es fehlt nicht viel, so wird für ein Monument subskribirt, und mit einem stillen, bescheidenen, braven, harmlosen, gewöhnlichen Mann ist beim Tode plötzlich eine Leuchte der Stadt Wien erloschen."

— „O, jetzt begreife ich's, wie es kommen kann, daß der Würgeengel so unbarmherzig gerade über Wien's großen Männern einherfegt!" — lachte ich laut. — „Und doch ist mir die Sache selber unbegreiflich. Woher diese Wuth der Journale, angesehene Bürger zu Säulen der Gesellschaft zu stempeln nach ihrem Tode, und woher dieses fügsame Eingehen auf die Idee bei den Innungen und Vereinen?"

— „Mein liebes Kind, weil es hier in Wien jetzt Mode ist."

— „Mode!"

— „Ja. Wissen Sie, was das ist, eine Mode in Wien? Sie ist da tyrannischer als das Gesetz; sie hat keine Vernunft oder Logik; sie kommt, man weiß nicht woher, und entsteht, man weiß nicht aus was. Die Mode ist in Wien nicht wie in anderen Städten eine Uebersparntheit, sie ist eine Krankheit, und noch dazu eine komische Krankheit. So grassirt zum Beispiel hier in Wien eben jetzt die „Mode" des Jubiläums. Seit Grillparzers Jubiläum schon grassirt sie. Seitdem haben schon zwei Hofschauspielerinen, ein Karltheaterkomiker, der Cassier des Wiedner-Theaters, drei Bankdirektoren, ein Lampenputzer des Dianasaals, ein Polizeikommissär, zwei Professoren, und vier oder fünf Greißler ihr Jubiläum gefeiert. Und jedesmal machten die Journale das Publikum schon tagelang früher darauf aufmerksam, und schlossen mit der Bemerkung: „Zahlreiche Freunde und Verehrer (bei den Greißlern hieß es: „jahrelange Kunden") bereiten dem Jubilanten insgeheim prächtige und sinnige Ueberraschungen vor." Und ebenso, wie niemals früher in Wien so viele „allgemein verehrte" Persönlichkeiten gestorben sind wie jetzt, ebenso hörte man da früher höchstens alle zehn Jahre einmal von einem Jubiläum; weshalb? Sind denn die Leute niemals fünfzig Jahre hindurch bei einer Stange geblieben? Das wohl, aber die Jubiläen waren eben noch nicht in der Mode oder wenigstens nur im intimsten Privatzirkel, und die ganze Journalistik echauffirte sich

nicht für einen in Ehren und in Treue altgewordenen Bankcommis. Die Einzigen, vor deren Jubiläen wir sicher sind, sind die Ballettänzerinen, die Opernsängerinen und — die Dienstmänner; vor den Letzteren, weil ihr Amt noch zu jung ist. — So ist's auch mit der „Mode" der feierlichen Begräbnisse mit Nekrolog und Bandkränzen. Die ersten Samenkörner dieser Mode Neu-Wiens lassen sich freilich leicht ergründen. Zuerst kommen die Zeitungen. Früher sagte man von den einzelnen Blättern: „Dieses bringt gute Artikel, jenes minder gute, und dieses die allerschlechtesten. So kam es, daß die Journale wohl in der Qualität wetteiferten und nicht in der Masse. Heutzutage aber heißt es hierorts: „Haben Sie schon den und den Fall gelesen?" — „Nein." — „Ja, mein Gott, steht er denn nicht in Ihrer Zeitung?" — „Nein!" — „Aber wie kann man auch ein solches Schundblatt halten, worin nicht Alles erwähnt ist? In meinem Journale steht Alles!" — (NB. Der erwähnte „Fall" ist oft nur die Arretirung einer Nachtschwärmerin!) Dadurch werden nun die guten Journale unglaublich depravirt. Um zu floriren, müssen sie in der Quantität gleichen Schritt halten mit den geschwätzigsten Klatschblättern. Es darf ihnen nichts entgehen im ganzen großen Wien, keine Beule auf der Stirne eines Hausmeisterkindes, kein losgesprungener Ziegel einer Brückenverschalung. Sie halten nun die schnellfüßigsten und klatschsüchtigsten Vagabunden als Berichterstatter. Und da doch von allen Zeitungsübertreibungen die Nekrologe stets die anständigsten und christlichsten sind, so nimmt man diese den Neuigkeitsschnüfflern am liebsten ab. Wo nun so ein Berichterstatter einen Fabriksarbeiter niedergeschlagen, einen Schulpedell zerknirscht oder einen Buchhalter weinend trifft und den Tod des „allverehrten Herrn Chef's" erfährt, da hat er seine Beute. Jetzt braucht er nur noch Details. O, und diese Details fehlen ihm nie. Man weiß ja jetzt, daß der todte Chef in der Zeitung erwähnt wird. Und Jeder, der mit ihm in Berührung kam, kann miterwähnt werden oder wenigstens würde das Lüstre des Todten einen Nebenglanz auf den Betreffenden werfen. Und die Details strömen nun reichlich; aus einem guten Menschen wird ein Engel, aus einem tüchtigen Fachmann ein großer Gelehrter, aus einem pfiffigen Industriellen ein Wohlthäter des Landes; eine Hymne will die andere übertreffen; Alle, Alle drängen sich um den Notizenmacher, die Collegen des Todten, die Freunde, der Letzte, mit dem er auf der Gasse sprach, seine Bedienten, denn Alle können ja genannt werden; so wird zwölf Stunden nach dem Tode des Mannes aus der Lebensgeschichte bereits die Legende, und aus der Todesanzeige wird der Nachruf und der Nekrolog. Die vielen öffentlichen Gesellschaften Wiens ergreifen dann solche Gelegenheiten mit wahrer Wonne. „Unser Verein ist noch zu wenig genannt, wir müssen uns da als echte Bürger zeigen. Also schnell

einen Kranz für den Katafalk, einen Kranz mit unserem Namen." O, dieser Vereinsname! Sie würden einen todten Schuster feierlich bekränzen, wenn es ginge! Ich habe auch die Blumenverkäufer stark im Verdacht, daß sie die Berichte liefern an die Journale; von einem Goldstickerei-Geschäfte (welch' letztere sonst nur für Kirchen und Paraden Arbeit bekämen) — weiß ich das sogar bestimmt! Und dieser kleine Eigennutz ist es vielleicht, welcher der großen Prahlerei Gelegenheit gibt zu toben — denn die Prahlerei, nichts als die derbste Prahlerei ist es, welche in den meisten Fällen alle diese Leute dazu bringt, ihrem Mitbürger die herkömmliche Apotheose zu bereiten, die bald für den reichen Brauereibesitzer die gleiche sein wird, wie für einen Löwe oder einen Halm. Die Prahlerei und die Kameraderie, die beiden großen Hebel der ganzen modernen Gesellschaft Wiens, sind auch die Hebel seiner allerneuesten, mit so greller Ostentation auftretenden „Pietät gegen todte Mitbürger"."

Die langgezogenen Töne eines Trauermarsches zitterten jetzt wie ferne, sturmdunkle Wellen in die Worte des alten Musikers hinein. Ein Leichenzug mußte von der Wieden aus nahen.

Der Meister erhob sich rasch. Der alte Mann war noch rüstig, beweglich, scharf im Sprechen, in der Geberde, feurig in seinem ganzen Wesen. — „Kommen Sie mein liebes Kind," — sagte er. — „Da kommt wieder eine Apotheose. Gehen wir zu mir hinauf. Ich liebe diesen Todtenmarsch nicht. Ich will Ihnen Einen spielen, der sich mit diesem zusammenreimt und doch ganz anders klingt. Sie wissen nicht, daß ich drei Todtenmärsche geschrieben habe. Woher sollten Sie das auch wissen? Ich habe es Ihnen noch nicht gesagt, und die Welt hat sich nicht darum gekümmert."

Wir gingen heimwärts. Es nahm mich Wunder, daß der alte Herr heute „von selbst" spielen wollte, denn er pflegte sonst nur äußerst selten vor Zuhörern zu spielen außer in Conzerten, was er aber auch schon seit Langem aufgegeben hatte. Die wunderschöne Nachfrühlingsfarbe lag über den Häusern, über den Bäumchen, über allen Leuten selbst; jene jungfräuliche klare Lichtfarbe, welche sich schon langsam zum Sommergold verdichtet. Kein Blättchen bewegte sich, und selbst die Töne des fernen Trauermarsches schienen mit anscheinend unbewegten Flügeln wie ein in der Luft ruhender Adler vorwärts zu schweben. Und auf dem Wege sprach der heute so seltsam in das Todtenthema verbissene Greis noch: — „Ja, nicht bei dem Leichenbegängniß und in den Zeitungen finden Sie den Tod Wiens in seiner wahren Gestalt, sondern nur auf den Friedhöfen. Nach einem solchen Leichenzuge müßten Sie hier glauben, ein Mozart werde begraben, und oft ist es nur ein populärer Turnlehrer. Oder sie tragen aus dem Spital

des Kriminals einen schlechten Sarg. Wer weiß, ob der einen Verbrecher birgt, und nicht doch etwa einen Bakunin oder Pinkal. Und so ist es mit den Journalen:- darinnen trauert ganz Wien um seine Zierde im Nekrolog der zweiten Spalten. Gehen Sie dann täglich auf den Friedhof, Sie sehen vielleicht nie eine Katze um das Grab schleichen, wenn der Mann nicht etwa Weib und Kinder hinterließ. Oder es wird von einem schlechten liederlichen Burschen gemeldet, der sich aus Furcht vor der Strafe entleibte. Der Friedhof wird Ihnen vielleicht auch da die Wahrheit sagen; denn Sie werden sein Grab stets von frischen Blümchen umkränzt finden. Muß also doch nicht so schlecht gewesen sein, der arme Selbstmörder. Drum, nicht in den Zeitungen und in den Kränzen und den Grabreden sehen Sie den rechten Tod in Wien, sondern auf den Friedhöfen. Besuchen Sie doch einmal Einen, bald. Sie können da hinaus gehen. Ich mag nicht. Ich komme bald genug hinaus ohne müde zu werden und ohne Omnibus."

— „Ich will es thun," — sagte ich.

In seinem Stübchen oben schloß der alte Meister sein altes Piano auf, das ich noch so selten — ach, nur zu selten! gehört hatte. Es war eines jener guten Instrumente, die wie der Wein durch die Zeit nichts verlieren.

Der Musiker hatte das Fenster doppelt geschlossen, so daß man von der Leichenmusik, die sich ohnedies weiter und weiter entfernte, kaum mehr schattenhafte Tonreflexe wahrnahm.

— „Da draußen winselt die Musik über einer Leiche. Wir wollen hier auch ein wenig jammern über unsere Todten," — sagte der Musiker mit einem sonderbaren Blicke auf das leere, bestaubte Notenpult vor sich. Und er begann zu spielen.

Es war seltsam. Er hatte keine Noten vor sich. Dort im Winkel, zwischen der Pendeluhr und dem alten Schlafsessel lagen sie alle, die alten, vergilbten, verstaubten und an den Rändern angefaserten Hefte, welche seine Compositionen enthielten. Es waren viele, viele Hefte, in denen viele Perlen, zu krummen schwarzen Notengnomen verzaubert, auf die Erlösungsstunde harrten, die den Fischer brachte und den Menschenkerker eröffnete dem Sonnenlichte des eigentlichen Perlenlebens, dem Entzücken der Welt. Dort in der Ecke, verstaubt, abgegriffen und schon lange vernachlässigt, lagen also die Notenhefte seiner Compositionen, das wacklige Notenpult vor ihm war leer, und dennoch war sein Auge starr und fest auf dasselbe gerichtet, wie er spielte; es machte den Eindruck, als spiele er nicht auswendig, sondern als lese er seine Composition Note für Note von dem alten Pulte ab. So scharf folgte sein geisterhaft geöffnetes Auge den eingebildeten Notenlinien bis herab zur Platte, um dann wieder von oben angefangen zu

lesen, als beginne eine neue Seite. Ein seltsames, beklemmendes Gefühl überkam mich. Wie viele Geister von Tönen, Musikbildern und Klangwellen mußten — für den Greis deutlich sichtbar — dieses kleine Zimmer bevölkern! Dieser verkannte Genius, der seit Jahren in Verbitterung allein lebte mit seinen Träumen, welche Töne waren, war dahin gelangt, seine Zimmer mit den Gespenstern aller seiner verwehten Musikträume zu bevölkern, die für ihn Gestalt annahmen und Gesellschaft waren.

Er spielte einen Trauermarsch — „er jammerte um seine Todten", wie er gesagt hatte. Aber dieser Jammer hatte nichts Krankhaftes, nichts Klagendes beinahe, sondern es war mehr Zorn, dem die Augen voller Thränen stehen; es war der Schmerz eines braven Soldaten über dem ermordeten angebeteten Feldherrn. Es war ein Trauermarsch, in den gewaltigen Tönen, welche wie ein dumpfes Grollen der Rache, oder wie einen kühnen Trotz gegen das erbarmungslose tyrannische Grab ausdrücken. Durch die B-Moll-Melodie drang es manchmal wie Wetterleuchten, welches durch den Trauerflor des trostlosen Abendhimmels zuckt gleich einem Schmerzenszucken, aber auch gleich einem Drohblick. Wie vergrollend endete das Stück. — Der Musiker wandte jetzt sein Auge von dem leeren Notenpulte auf die Tasten nieder. — „Das ist der erste Trauermarsch, den ich mein Lebtag componirt habe. Ich war damals 24 Jahre alt. Mein erster Trauermarsch!" — Und es schaute der Musiker plötzlich zu mir auf, und lachte mit seinem ganzen Gesichte auf eine so höhnische Art, die ihn fast häßlich werden ließ. — „Es starb nämlich damals ein großer und berühmter Patriot, für den ich schwärmte; denn damals schwärmte ich noch und gehörte zur Hoffnungspartei. Und da setzte ich mich hin, wie wir Burschen vom Grabe heimkamen, und schrieb nieder, was ich beim Begräbnisse im tiefsten Herzen gedacht hatte. Diesen Marsch nannte ich: Marcia funebre sulla morte d'un patriota. Jetzt horchen Sie den:"

Und er begann, die Augen wieder stier auf das leere Notenpult heftend, einen andern Todtenhymnus. War es ein Marsch? Ja. Denn das Marschtempo wurde durch den Baß klar und treu festgehalten; aber der Prim wogte in wilden, klagenden, rufenden, ringenden Krämpfen auf und nieder; selbst die Tonart wechselte fortwährend kühn von as in a. Es war wirklich ein Kampf, oder vielmehr das Kämpfen eines einzelnen Riesen gegen eine Uebermacht, ein Kampf des Genius, welcher erdrückt zu werden beginnt und noch nicht daran glauben will; das klagte, rief um Hilfe, wie ein Verirrter im Thiergebrüll des nächtlichen Waldes, das rang trotzig und wimmerte auf....

Nein. Er spielte das Stück nicht zu Ende. Er brach es rasch ab. in einer grellen Passage.

— „Das ist der zweite Trauermarsch, den ich componirt habe. Ich war damals vierzig Jahre alt. Ich nannte ihn Marcia funebre sulla morte d'un artiste. Und ganz zuletzt, ganz zuletzt, als ich noch componirte, vor ein paar Jahren, damals, als ich noch manchmal die Noten dort hervorzog und hierher auf's Pult legte und sie verbesserte, da habe ich zu guter Letzt' noch ein drittes Trauerzeugs geschrieben — so etwa:"

Ja. Das was er jetzt spielte, war deutlich ein Marsch. Nur zu deutlich. Die Seele schien da erdrückt unter dem Taktschlagen des Secund. Der Baß glich hier dem einförmigen Klappen des Hammers auf die Nägel eines Sarges und manchmal dem Ticken des Holzwurmes in einem einsamen, sturmumtosten Haidehäuschen. Und die rechte Hand, brachte sie die Melodie? Nein, denn es war keine Melodie, sondern ein Wimmern; nicht das Wimmern des Schmerzes, sondern das gedankenlose, halbirre Winseln der Verzweiflung. Es war eine herzzerreißende Monotonie der tiefsten Trostlosigkeit in diesem Leichenmarsche. *Das* war der echteste, der rührendste Trauerchoral, den ich jemals gehört, denn er war *ohne Hoffnung*; denn in jedem Schmerze, in jedem noch so tiefen Leid, welches noch ein Fünkchen von Hoffnung bringt auf Trost, auf ein Wiederfinden der Seelen, auf einen Gott, mußte anders klingen: *diese* Musik aber hatte keine Hoffnung mehr und keinen Gott, nur Leichen überall; Leiche Alles, was man vom Leben erwartet hat, Leiche Alles, was man im Leben geliebt hat, Leiche der Erlöser, welcher ein Wunder wirken kann, und Leiche der Glaube an den Vater, der uns jenseits erfüllen soll, was wie hier in Leiden und Siegen erfleht haben. Verwesungsluft wehte durch diesen schauerlichen Todtengesang. *Hier* jammerte es wahrhaft um die Todten; um die Todten einer einzigen Seele, aber diese Seele hatte die ganze Welt umfaßt! — Es war halb wie das Weinen Petri in Reue, und halb wie das untröstliche Wimmern Magdalena's, da sie das Grab leer fand. „Wo habt Ihr meinen Herrn hingethan? Ich suche ihn, *und finde ihn nicht mehr!*"

— „Das ist das allerletzte Stück, welches ich componirt habe. Ich war damals sechzig Jahre alt," — sagte jetzt der Musiker leise und schaute wieder auf die Tasten herab mit seinem harten Greisengesichte. — „Marcia funebre sulla morte d'un pazzo nannte ich ihn. Seitdem habe ich das Componiren aufgegeben. Man wird so müde, so müde! Und dann nahm es mir zu viel Zeit weg. Abgesehen von den Orchesterproben und den Vorstellungen im Opernhause. Denn jetzt lebe ich auch mehr, ich kümmere mich um Alles was geschieht, um die Gerichtsverhandlungen, um die neuen Banken, um die bösen Anekdoten. Aber gut und passend war's doch, meinen Componisten-Rausch mit

einer Marcia funebre zu enden, denn alle, alle die Opuse dort in der Ecke sind ja jetzt todt und Staub. Staub von ungetauften, gottverlassenen Kindesleichen, welche nie das Lächeln und die Liebe der Mutter Welt erfahren haben. Aber wie schwül ist es da, wie in einem Leichenhaus — öffnen sie die Fenster, schnell, schnell, Luft herein, Licht, singen die Vögel, die Sonne horcht zu..!"

Und wie ich dem Lichte, dem frischen duftenden Lufthauche und dem Getriller beide Fensterflügel öffnete, da wühlte der Alte wie verzückt in den Tasten des Instrumentes.

Ich weiß nicht mehr, wie lange er spielte, wie lange ich lauschte; ich weiß nur noch, was er spielte: die Liebe, den Sommer, die Jugend, das Glück, die Vögel und das Gelächter.

Als er endete sagte ich ihm kein Wort des Entzückens oder der Schwärmerei, so voll mir auch das Herz davon war. Was hätte ich ihm auch sagen sollen? Daß die Welt ihn verkenne? Ihn anklagen, daß er sich nicht auf die Straße hinabsetze mit seinen Werken und sie feilbiete wie saures Bier? Ich wußte, daß er Jahre lang gerungen und gekämpft hatte wie Sisyphus, seit seine Locken noch braun gewesen, bis sie zu silberweißen, spärlichen Strähnen geworden waren. Ich wußte, daß er überall angeklopft hatte und versucht; ich wußte, daß einzelne seiner Pièces vom Publikum als wunderbar und klassisch bejubelt, und deshalb eben dann plötzlich verschwunden waren, weil alte Conzertgeber selber Componisten sind, die es nicht lieben, andern Schöpfern den Weg zu bahnen. Ich wußte, daß ihn große Tonheroen einen Gesalbten und Geweihten nannten unter vier Augen, und ihn dann schnell verließen. Sollte ich diesem prächtigen, erlöschenden Genius sagen: „Herr, noch einmal zeige dich der Welt?" — Es war zu spät, denn er hatte sein Herz der Hoffnung zugeschlossen für immer.

Wenn eine Zeitung nur den dritten Theil eines Nekrologenraumes gehabt hätte, den sie für Landesgerichtsräthe verschwendet, für diesen Genius, für dieses reiche, todtgedrückte Leben; wenn eines der vielen Journale nur ein wenig Gluth, ein wenig Eifer gehabt hätte für das der Welt noch minder bekannte Gute und Edle! Wenn Vereine und Akademieen diese ganzen Jahre her nur einen der bescheidensten Kränze gehabt hätten für die Leistungen dieses Mannes in seiner Jugend, wo sie so reiche Blumenspenden haben für das Grab eines jeden Menschen: so wäre ein Leben gerettet worden für die Unsterblichkeit, und für die Welt wäre gerettet worden der Glanz und die Pracht großer, klassischer, schönheitsdurchschimmerter Tonwerke. So aber waren die bestaubten Notenstöße dort in der Ecke wirklich Gräber — Gräber eines todtgebornen Ruhmes: verdammt zu vergilben und zu vermodern und zu zerfallen, wie alles

Große, dem die Gunst und das Glück fehlen. Jene ärmliche Ecke war heilig und düster — wie ein Friedhof.

* * *

Im Hochsommer desselben Jahres besuchte ich zum erstenmale einen Friedhof Wiens.

Es war ein heißer, ein unerträglich heißer Tag. Die Leute suchten den Schatten so ängstlich, wie scheukranke Hunde. Die Condukteure auf den Tramwaywägen glichen sämmtlich Segeltuchstangen, an denen Meerwasser heruntertrieft wie nach einem Sturme. Man konnte an den Häuserreihen, auf welche die Sonne schien, nicht hinabsehen; denn grellweiß und grellblendend lagen sie da in der Sommersonne, die heute in der eigenen Gluth zu zerschmelzen schien.

Wer nur immer konnte, entfloh heute aus den Mauern der Stadt, wo sich die Glühhitze an den bratenden Häusern anlegte und wieder von ihnen abstrahlte wie aus einem Brennspiegel. Auch ich machte meinen Landausflug und zwar nach einem der Kirchhöfe Wiens. Ich hatte nämlich — nicht aus den Zeitungen — den Tod des guten alten Musikers erfahren. In dem Hause, wo er gewohnt hatte, erzählte mir die Frau Hausmeisterin (eine liebe Frau, zutraulich wie eine gezähmte Hyäne), daß er bereits vor vier Tagen begraben worden sei. Auch den Platz, wo er lag, konnte sie mir genau bestimmen: er liegt in der letzten gemeinschaftlichen Grube. Wenn seitdem Niemand gestorben ist, so muß sie noch offen sein.

Was er sein nannte, war verkauft worden. Es waren auch zwei, drei elegante Herren bei der Auktion. Was war mit den Noten geschehen? Sie wußte nicht, ob die zwei eleganten Herren oder der Greißler sie gekauft habe.

Ja. Das ist gewöhnlich das Ende solcher Noten eines glücklosen Berufenen: die Sachen kommen dann in neue glänzende Compositionen von Modemusikern, oder — sie verflattern zwischen Butterwecken und Paprikaspeck. Glücklich noch die Requiemfetzen oder Sonatenecke, in welchen liebe kleine Kinderhände Bonbons nach Hause tragen.

Und so ging ich nach dem Friedhofe. Von der Linie aus sieht man rechts weit in ein grünes Thal hinab gegen die Donau, vor uns beginnen die Kastanienalleen, welche gegen die villenreichen Vororte führen, und links biegt an tiefen Stadtwällen vorüber zwischen öden Mauern und Holzgittern ein verlassener Weg ein: der Weg zum Friedhofe.

Die Wiener Friedhöfe gleichen nicht Gärten, sondern Städten, so viele Bäumchen und Büsche auch da seien. Die Monumente sind zu gleichförmig, meistens blos in den Statuetten oder der Arabeske ver-

schieden, so daß man sie für die Palasthäuser einer Miniaturstadt halten kann; und vollends von der Rückseite gesehen, mit großen Hausnummern beschildet, gleichen die regelmäßigen Gräberreihen Gassen — langen, unabsehbaren Gassen.

Und diese Stadt ist groß, sie ist wie eine Residenz, viertelstundenlang dehnen sich die Straßen, und eine liegt dicht neben der andern, und Querstraßen durchschneiden sie wieder, und bilden so an bestimmten Stellen Plätze, Quarré's. Inmitten dieser Plätze, welche von den sich kreuzenden Gräbergassen gebildet werden, pflegt ganz wie auf Residenzplätzen ein Kruzifix oder auch ein kleiner Hain von Büschen zu stehen, in deren Mitte man die Hauptwache stehend denkt. Die ganze große Todtenstadt, wie sie im Sonnenbrande so vor mir daliegt, hat einen eigenthümlichen Styl, so etwas Amerikanisches. Die Gassen sind so beängstigend endlos und so beängstigend gerade und regelmäßig! Die Monumente — ich will sagen die Häuser, sind alle dachlos, gleichfärbig, fast gleichförmig, sie thun dem Auge weh in dem grellen Weiß der Sonne. Die Bäume und Büsche zwischen ihnen sind nur zur Zierde, sie geben keinen Schatten, und das Aufblitzen der zahlreichen prächtigen goldenen Ornamente scheint die Gluth, die Monotonie, die Oede und Steinhitze noch zu vermehren. So durcheile ich die Straßen des Friedhofs. Kein Gedanke der Andacht oder der Rührung überkommt mich, wie so oft auf den Kirchhöfen der Dörfer und der kleinen Städtchen. Ich irre durch diese Gassen, ich gerathe immer wieder in neue, welche dasselbe Aussehen haben, von da wieder in eine andere... nein, es scheint, wieder in dieselbe. Ich befinde mich in dem Labyrinth des Dädalus. Ich fange an, nach den Hausnummern zu blicken und die Namen zu lesen. Ach Gott! Alle diese Grabgassen machen mir einen peinlichen Eindruck: nirgends ist ein Lücke, nirgends ein Ausspung in's Freie, auf einen echten Gottesacker! Ueberall nur Stein, Stein und Gold. Marmorstein und Vergoldung. Hier und da Eisengitter um einen kleinen Todtenpalast, wie in den Square's von London. Wer könnte da beten für den fremden Todten, wie man es oft thut auf Gräbern in der Fremde, die Einen bekannt anschauen!

— „Hier ruht" — „Hier ruht" — Namen auf Namen in Gold, mit Alter, Gedichten und manchmal einem schmerzlichen Worte des Zurückbleibenden, welches berührt wie ein Stöhnen. Wie greift das sonst in's Herz. Aber hier — alle diese Gräber in unabsehbarer Reihe gleichen neugierigen, offenen, weißblitzenden Augen. Wir sind hier in allzu vornehmer Gesellschaft — auch der Tod hat seine Etiquette. Und nirgends ist diese Etiquette so ankältend und so unabweisbar wie auf einem Friedhofe Wiens, diesen regelmäßigsten aller Friedhöfe. All die Pracht hier ist ein sich gegenseitig Ueberbieten in der Trauer. Gold und Marmor bedeuten hier nicht so sehr die Liebe des Vereinsamten, als

die Stellung des Verstorbenen. Auf den Gräbern der kleinen Kinder wiederholt sich stets dieselbe bekannte knieende Ofen-Gypsfigur in Stein. Selbst das Kindergrab wird zur Schablone. Ueber manchem Grabe liegt ein glänzend polirter grauer Marmorstein, an dessen Henkelgriff ein Engel faßt, um ihn zu heben, zur Auferstehung. Und diese schöne Idee kehrt so oft wieder, wie die Karyatide zwischen den Pfeilern eines vielpfeilrigen Palastes.

Die niedrigen dünnen Bäumchen wehen mit keinem Blättchen. Die Sonne ist auf diesen steinernen Wiedersehens-Contrakten eingeschlafen. Ich will fort, hinaus aus diesen geraden, langen Kreuz- und Quergassen — hinaus zu dem Winkel der Armen, wo kühler Rasen ist. Aber wo ihn finden? Ich gelange stets wieder, wie es scheint, in dieselbe Grabesreihe zurück. Der Stephansthurm ist von hier aus nicht sichtbar, daß ich mich darnach orientiren könnte. Und die Nachmittagsgluth hat Grabweiber und Todtengräber in ihre Hütten gescheucht, und still, regungslos, blendend, einförmig, steif und verwirrend liegt der unermeßliche, weißkarrirte Friedhof um mich.

* * *

Da endlich habe ich es gefunden: das Viertel der Armen. Wie grün ist es hier, und mitten im Grün erst werden Blumen zu Blumen. Von hier aus überblickt man die weiten Einfassungsmauern, man sieht die hohen Pappeln der Fahrstraße, und man sieht einige Thürme der Stadt. Die Gräber — das heißt die Gräber der reichen Armen, der Beamten und der Lehrer und der Studirenden und der kleinen Künstler und der höheren Arbeiter sind mit Kreuzen geschmückt. Mit schwarzen Kreuzen, deren runde Täfelchen den Namen sprechen für den stummen Mund zu ihren Füßen. Und auf den Hügeln, den runden, echten Hügeln, da wuchert das Wiesengras von selber hinauf, und Blumen — spärliche, aber desto schönere Blumen blühen still dazwischen hinauf. Hier auf dem Grabe des Mathias Rogendorfer, Praktikant, 25 Jahre alt, blüht eine Monatsrose mit vielen Knospen. Man sieht es der Blume an, daß sie in einem Topfe gewesen ist. Sie stand sicher auf dem Fensterbrettchen des Bürgermädchens, welches auf die Anstellung dieses Mathias wartete. Das Mädchen zählte die Rosen, wie sie kamen und gingen, und nähte dabei. Jetzt blühen und welken die Rosen hier ungezählt, und — wer weiß ob das Mädchen noch näht. Dort das Grab trägt stolzen Goldlack, jenes Rittersporn und Vergißmeinnicht: Vergißmeinnicht sind schwer zu erhalten, man muß da täglich begießen kommen... Wer liegt da? Ach, freilich: ein liebes erstes Kind.

Hier flattern und schreien auch eine ganze Schaar von Vögeln hin und her, und schießen auf Augenblicke in's hohe, kühle Gras nieder. Nun freilich: Blumen streuen Samen aus, und die wirklichen Wiesen liegen den Vorstadtvögeln zu sehr aus dem Wege. Ich habe deutlich gesehen, wie ein dicker Sperling auf jenem Hügel dort Toilette machte.

Dann kommen, wie ich weiter gehe durch's hohe, kühle Gras, Gräber mit plumpen, ärmlicheren schwarzen Holzkreuzen; die meisten sind von einem Sturme umgeworfen worden und faulen und modern nun am Boden. Denn die Angehörigen dieser Gräber können nur selten da heraus, vielleicht zu Allerseelen; sie müssen arbeiten. Im Winter werden diese Kreuze, die so billig sind und doch schwerer erschwungen werden als das größte Monument, schon zerfault und zerfallen sein. In Sonnenschein und an trüben Tagen haben diese Arbeitergräber doch stets ein Aussehen des tiefsten Friedens und wohlthuender Ruhe; wie süß müssen diese Todten schlummern, denn wie sind sie müde gearbeitet und müde gelebt!

Dann, schon nahe der Mauer zu, kommen Gräber — ganz ohne Kreuz. Sind es auch Gräber? Vielleicht nicht; es sind ja gar keine Hügel, sondern blos Unebenheiten, fast graslos — denn das Gras ist überall abgetreten auf ihnen. Es werden doch Hügel und Gräber sein. Aber Jeder, der zu den übrigen Gräbern will, nimmt den Weg über diese, und da ist so ein armes, durch kein Kreuz geschütztes Grab in zwei, drei Tagen schon niedergetreten, unförmlich, unkenntlich, oder gar eingesunken.

O, auf einer solchen eingesunkenen, kahlen Grabesstelle hat eine Kinderhand zwei Hölzchen eingesteckt. Das eine ist wagrecht an die Mitte des andern gebunden. Es soll ein Kreuz vorstellen. Ein Segen, oder ein Erkennungszeichen? Ist es ein Gebet oder ein Merkzeichen? Beides zusammen. Die Hölzchen sind schon grau, morsch. Sie sind noch vom Winter her, gewiß. Ich sehe die rothen, erfrorenen kleinen Kinderhändchen, wie sie das Kreuzchen in die gelockerte Erde steckten. Es ist so schwach, so klein, und kein Sturm und kein Regen und kein Schnee haben das Hölzchen entwurzelt.

Dort, auf diesen kreuzlosen Armengräbern geht ein Weib auf und nieder. Sie ist gekleidet nach Art städtischer Handwerksfrauen. Ihr Gesicht hat den mürrischen Zug, die unschönen Züge der Böhminen. Die kann mir sagen, wo die Armengruben, die allgemeinen Gruben sind, wo viele Särge beisammen geworfen werden. — Aber was ist das? Weshalb geht sie nicht ihres Weges hin, und immer sechs Schritte her, sechs Schritte hin? Immer über drei Gräber, vom ersten bis zum dritten und vom dritten wieder bis zum ersten. Die Hände hat sie in ihr Tuch gewickelt, und den Kopf geneigt. Betet sie?

Ich trete an sie heran, grüße sie, und thue meine Frage. Sie schaut mich an, wie sie antwortet. — „Das allgemeine Grab? Das ist da unten, ganz in der Ecke. Wann ist der gestorben, den Sie suchen?"

— „Vor vier Tagen."

— „Dann ist das Grab noch nicht geschlossen, und Sie sehen noch hinein. So bald fangen sie kein neues an."

— „Sie wissen das Alles genau," — sagte ich höflich. — „Sie kommen wohl oft her." — Und ich schaute zu den drei eingesunkenen Gräbern ohne Merkmal nieder, auf dessen mittlerem sie stand.

— „Sie meinen? Ja," — sagte sie mit stark slavischem Accent, und fuhr fort mit der Hast von Leuten niederer Klasse, die ihren Schmerz gern Jedem mittheilen. Und wie sie sprach, kamen ihr Thränen in die Stimme, aber sie hielt sich nicht auf dadurch. — „Mein Mann war Tischler — in Bidschof, in Böhmen unten. Er wollte, daß es uns gut gehe, und ging nach Wien, und ich blieb zurück. Hier in Wien ist er gestorben. Im Spital. Man schrieb es mir, ich schickte Geld zu einem eigenen Grabe. Dann kam ich nach, wie ich Alles verkauft hatte. Ich kam und fragte nach dem Grab. Man hatte im Spital die Nummer vergessen, und ein Kreuz hatten sie nicht gesetzt. Sie hatten nicht gedacht, daß ich käme. Aber sie sagten mir den Tag des Begräbnisses. Der Todtengräber hatte aber an diesem Orte da an dem Tage drei Armenleichen gehabt, und er sagte mir: „Eins von diesen drei Gräbern muß es sein." Ich wohne nun hier bei einer Verwandten, die ich traf, und suche einen Dienst. Vormittags suche ich einen Dienst, und Nachmittags gehe ich da heraus. Das ist eine Geschichte, nicht wahr?"

Und damit schwieg die Frau und setzte ihren Gang und ihr Beten wieder fort.

* * *

Da stand ich nun am allgemeinen Grabe: man nahm die Särge da unten kaum aus; sie waren dicht überdeckt mit Kotherde, denn es hatte über den Staub des Begräbnißtages geregnet; und über dieser Kothkruste lag neuer dichter Sommerstaub. Ueber diesen dünn eingehüllten Särgen nun surrten und summten Hunderte von Schmeißfliegen, die sich sammelten, immer dichter, und kreisten, immer lauter, sich gierig badend in der faulenden Atmosphäre, welche der Gluthentag hervorzog aus den Särgen. — Kein Baum, kein Gebüsch in der Nähe. Wie ich an den Rand der Grube trat, rollte trocken geglühte Erde hinab.

Hier lag also der alte Musiker. Sein Staub vermischt mit anderem Staube: wie er's im Leben gewesen. Sein Name vergessen — für ewig! wie er's im Leben gewesen.

Und kein Vogel näherte sich diesem Grabe. Denn die Bewohner der Luft fliehen die Fäulniß.

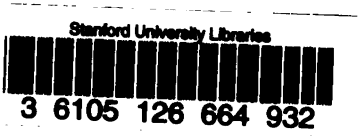
Und darüber die Sonne, breit, grell, glühend, arrogant, aufgedunsen und despotisch; versengend, aber nicht schaffend. Und daneben die Reichen.

Ich bete über diesem Klumpen Särge. Und mein Gebet hätte heißen können: „Marcia funebre sulla morte d'un martyre.“

* * *

O Wien, du große, du reiche, du edle Stadt! Diese Mode hast du noch nicht gebracht: das Genie zu ernähren vor seiner Berühmtheit, und es zu vergöttern vor seinem Tode.

PB-36009-SB
528-18
5-cc
B/T



PT
2546
V15W5
V.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.